

Rückblicke

Von Heinrich Zillich

Wie Sie das bloß machen? Schießt's Ihnen plötzlich ein? Muß es auf einmal aus Ihnen hinaus? Wie entsteht überhaupt ein Gedicht? Und daß es sich reimt? Braucht's lang, bis Sie sich eine Erzählung ausdenken? Oder haben Sie's rasch beisammen, ich meine: im Kopf? Das Niederschreiben ist sicher anstrengend. Oder diktieren Sie es jemandem? Ist die hübsch?

Derlei Fragen, zu denen Mädchen neigen, hört jeder Autor. Hat er's fast ein Halbjahrhundert vernommen, so scheint's nicht mehr so dumm, wie es ist, denn erstens ent-waffnet weibliche Einfalt, die früher schwatzt als denkt; zweitens reden „gebildete“ Blaustrümpfe törichter; drittens rühren die Fragen ans Unerklärbare jeder Dichtung, mag sie — höchst selten — aus jäher Erhellung fließen oder aus dem Zusammenspiel von Eingebung, Ideen, Erlebnissen und Fleiß. Das Unerklärliche liegt darin, daß ein Mensch berufen und befähigt wurde, sich so göltig zu äußern, daß sich Wesentliches oder Wesen-haftes zur lebendigen Gestalt verwandelt.

Richtet er die eingangs aufgereihten Fragen an sich selber, so begreift er die Ent-stehung seiner Werke nicht ganz. Es ist kaum zu enträtseln, warum ein dreizehnjähriger Knabe selig und bang plötzlich Gedichte hervorstammelt und dann jahrelang monatlich dreißig Strophen schreibt.

Das wird von anderen bald entdeckt. Die Lehrer beachten seine Aufsätze. Und was mich betrifft, wenn ich vor meinem 70. Geburtstag den Blick zurückwenden darf, so trat ich, als bester jugendlicher Verseschmied auserlesen, fünfzehnjährig 1913 unweit Marienburgs nahe Kronstadt vor die Öffentlichkeit bei der Einweihung eines Gedenk-turms für die Scholaren meines Gymnasiums, die dort im Heer der Stadt vor 300 Jahren in der Schlacht gegen den tyrannischen Landesfürsten Gabriel Báthory gefallen waren. Viel Volk und Schulkinder, dazu die obersten Klassen aller deutschen Gymnasien Sieben-bürgens mit Fahnen, bunten Mützen, Schärpen, schwarzem Flaus und weißen Hosen standen unter mir, als ich von der Brüstung des Baus mein Gedicht vortrug. Heute noch geschieht's, daß Landsleute mir sagen: „Zum erstenmal sah ich Sie bei der Weihe des Studentendenkmals, ein herrlicher Tag!“ — Angenehm war für mich auch der nächste, denn ich las das Gedicht und meinen Namen in den Zeitungen.

Drei Jahre später lag ich an der Front. In der Brusttasche verwahrte ich vom Regen verfärbte, immer strenger gesiebte Verse, die sich ununterbrochen vermehrten, darunter schon welche, die sich später in meine Gedichtbände einpflanzen ließen.

Als meine Heimat Rumänien zufiel und ich in dessen Heer 1919 nach Ungarn ziehen mußte, erregte die sich genialisch gebärdende kurzlebige Kunstzeitschrift „Das Ziel“ in Kronstadt die Deutschen Siebenbürgens. Unter dem Decknamen *Rich Lich* (Heinrich Zillich) wurde ich ihr meist gedruckter Hausdichter und gewann auch den 1. Preis ihres literarischen Wettbewerbs mit dem Gedicht, das erschrocklich „Blutlied“ hieß und das ich heute nur mit Heiterkeit zu lesen vermag. Es machte mich „berühmt“ und verschaffte mir Gelegenheit, die „ars amandi“ zu lernen. Eine schriftstellernde Quartiergeberin trieb die Begeisterung für die Kunst dazu, kaum saß ich neben ihr, mir mit der Fußspitze an den Stiefel zu stoßen: „Herr Leutnant, wir werden ein Sensationchen erleben“. Männer mögen es nicht, so deutlich aufgefordert zu werden. Sie rächte sich, indem sie ein nettes Mädchen, das es gescheiter anstellte, in einer Geschichte verhöhnte. Da schrieb ich meinen ersten polemischen Aufsatz; alles spendete mir Beifall. Ach, früher Ruhm! Süß

wie Wein, der natürlich Falerner oder Malvasier heißen muß. Als reifer Mann trinkt man eher Mosel und Burgunder.

Beim Studium in Berlin erfuhr ich, im „Café des Westens“ verkehre die Bohème. Das lockte mich hin. Mit den Klugschwätzern ins Gespräch zu kommen, gelang mühelos. Als sie ins „Romanische Café“, dreihundert Meter weit, umsiedelten, ritten wir auf Stühlen die Tauenzienstraße entlang bis zur neuen Stätte unseres Genies, die mich bald anödete, obwohl ich auch Menschen begegnete, die in der Literaturgeschichte vermerkt blieben. „Oh, Sie Offiziersgesicht, zerfleischen möchte ich Sie, aber mit zärtlicher Wut“, fauchte mich eine ältliche Lyrikerin an, deren Sohn ich in die Flucht geschlagen, als er ein Mädchen belästigt hatte; ich bevorzugte eben jugendliche Naive, keine Charakterdarstellerinnen.

Akademisch zweifach graduiert, als Doktor der Staatswissenschaften und auf meines Vaters Wunsch als Diplomkaufmann, kam ich Ende 1923 heim und hielt meine zwei ersten Bücher in der Hand. Das eine — „Wälder und Laternenschein“ — schildert eine Gymnasiastenliebschaft. Und Erwin Wittstock behauptete stets, es sei das Schönste, was ich geschaffen; darum lese er nichts mehr von mir. Er las alles. Die Mütter verboten den Töchtern vergebens die Erzählung; sie sei verführerisch. Das dummste Witzblatt, das Friseur ihren Kunden überreicht haben, die „Neppendorfer Blätter“, nannte mich sogar „Wälder- und Laternenschwein“. So rauh gings damals zu; ich geriet in den Ruf, verrucht zu sein, was Männern selten schadet.

Inzwischen hatte ich mit Gust Ongyerth eine Kulturzeitschrift gegründet. Anfangs angefeindet, bald angehört, überzeugte sie, einer ernsten Aufgabe zu dienen, und so wurde der „Klingsor“ die Plattform geistiger Bemühungen und der Völkerverständigung, für sechzehn Jahre. Zu den Mitarbeitern zählten auch hervorragende Rumänen und Madjaren, außerdem ein großer Teil der wichtigsten binnendeutschen Dichter. In den Beginn dieser Entfaltung fiel ein Satyrspiel. Der „Simplicissimus“, München, zu jener Zeit noch immer das beste satirische Wochenblatt der Welt, suchte eine Geschichte, die bekannte Zeitgenossen in eine für sie unmögliche Lage brachte. Ich verzauberte General Ludendorff in eine Tänzerin. Nun saß, nach Kronstadt verweht, der Übersetzer Heinrich Horváth dort in den Cafés; ich erzählte ihm von meiner Groteske. „Bauen Sie“, meinte er gönnerisch, „noch den geschwätzigen Hermann Bahr als Kartäuser ein“. Ich tat es. Der 1. Preis fiel an mich, und Horváth, der keine Zeile beigesteuert hatte, forderte die Hälfte der Summe für sich. Das amüsierte die Redaktion des „Simplicissimus“ sehr. Mich widerte es an, ich warf ihm den Betrag hin.

Dieses Erlebnis hätte mich lehren sollen, Menschen auszuweichen, die daran verdienen wollen, daß andere etwas können; ich lernte es bis heute nicht, weil ich's immer vergesse, daß man derart Gewinn ziehen kann.

Meine Novelle „Der Urlaub“ entstand in einer Nacht; der Anlaß dazu war völlig äußerlich; für einen schon angekündigten Leseabend brauchte ich eine Erzählung. Nach dem ersten verträumt hingemalten Satz gebar sich Wort aus Wort, die ganze Handlung, die aus Erlebtem, längst Vergessenem wuchs, unheimlich und wunderbar. Die Berliner Zeitschrift „die neue linie“ veranstaltete alljährlich ein Preisausschreiben für die beste deutsche Novelle des Jahres, wobei die Einsendungen — es waren rund tausend — anonym sein mußten; 1932 schickte ich den „Urlaub“ hin und erhielt den 1. Preis. Zwei Jahre später wiederholte sich das mit meinem „Baltischen Grafen“. Nachher versuchte ich die Götter nicht mehr.

Nach der ersten dieser Preiszuteilungen führte mich eine Lesereise durch Deutschland. Daheim wuchs indessen der Stapel der Verlagsangebote einen halben Meter hoch. In Berlin rief mich der Leiter des S. Fischer-Verlags, Bermann, im Hotel an; er bitte, mich

seinem Schwiegervater, dem großen Samy Fischer, vorstellen zu dürfen, vielleicht ergebe sich eine geschäftliche Verbindung für uns. In der Villa des alten Verlagsherrn aber war es unmöglich, zu ihm vorzudringen; er lag schwer krank zu Bett. Bermann klagte darüber, daß Thomas Mann, der meine Zeitschrift wiederholt gelobt hatte, sich fürchte, aus der Schweiz zurückzukehren, seitdem Hitler an der Macht sei; das belaste den Verlag. Nun begriff ich, warum sich Bermann so um mich kümmerte; er wollte rasch neue Autoren anwerben, um die Verdächtigung zu entkräften, er bevorzuge „dekadente“ Literatur.

Ich hatte mich schon für den Verlag Albert Langen Georg Müller entschieden. Er enttäuschte mich bis 1945 nicht. Als meine Bücher hohe Auflagen erreichten, hielt er es für unverantwortlich, das vereinbarte Honorar nicht kräftig zu erhöhen. Das gab es einst wahrhaftig! Und wie es mich berührte, versteht, wer weiß, daß kein Mitarbeiter meiner Zeitschrift je ein Honorar forderte noch empfing. Wir verdienten nicht; wir dienten. Nach 10 Jahren hatte sich ein Überschuß von etwa 160 Mark angesammelt, genug, um sie mit meinen Freunden in einer Nacht zu verbubeln. Die auslanddeutschen Autoren waren Idealisten und die Stümper unter ihnen sind deshalb bis zum heutigen Tag sehr eitel.

Um 1934 meinte meine Frau, ich müsse weg aus Kronstadt, um ungestört das Notwendige zu schreiben, das ich ahnte und noch nicht zu fassen vermochte. In Jena geisterte ich im Schriftstellerheim vier Monate herum, krank aus Angst vor der Arbeit, bis ich am 1. Januar 1935 den ersten Satz schrieb, aus dem das Nachfolgende fließen konnte; in wenigen Wochen füllte ich 120 Seiten. Darnach reiste ich erst nach Riga zu Vorträgen und eilte heim, übernahm meine Redaktionspflichten bei den drei Blättern, an die ich gebunden war; dennoch lag im Frühsommer der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ fertig da. Ich schickte das dicke Manuskript nach München und stieg todmüde für eine Woche ins Gebirge. Erfrischt wieder im Tal, sprang mich ein Telegramm an: der Roman sei großartig und werde veröffentlicht.

Welche Befreiung! Ich befand mich ja in qualvoller Lage. Im Deutschtum Rumäniens tobte ein wütender Bruderzwist. Als ich mich gegen die radikalste Gruppe wendete, weil sie die Gemeinschaftsdisziplin verletzte, wurde ich übel angefeindet. Die Gefahr bestand, in solchem Streit zu veröden. Wieder erkannte meine Frau das Nötige; und sie bewog mich, mit ihr und den Kindern nach Bayern zu übersiedeln, um unbehindert zu arbeiten. Drei Jahre — es waren die freiesten und schönsten meines Lebens — sollte das dauern. Der 2. Weltkrieg entschied es anders, und 1940 wurde ich zum drittenmal Soldat.

Zwei Jahre vorher überbrachte mir ein kultivierter, etwas verlegener Herr aus Berlin einen dicken Akt; der enthalte, sagte er, bedenkliche Zitate aus meinen Schriften. Wie oft in Gefahren wurde ich hellwach und tat das Richtige; ich weigerte mich, das Zeug zu lesen. Doch die letzte Zeile müsse ich kennenlernen, forderte der Besucher; sie lautete: aus dem Vorangesetzten ergebe sich, daß ich ein Feind des deutschen Volks und dessen Jugend sei. Nun packte mich die Wut. Ich schrieb darunter: Wer das von mir sagt, ist ein Schwein! Am nächsten Morgen beglückwünschte mich in einem Blitzferngespräch ein hoher Beamter aus Berlin zur trefflichsten Aktenerledigung, die er erlebt; er sitze in seinem Amt wirklich nur, um Unheil zu verhüten, denn die Flut der Denunziationen sei riesig, auch die aus meiner Heimat.

1945 hätte ich diesen Anschlag auf meine Existenz, wäre ich nicht ich, benützen können, um mich als „Opfer des Faschismus“ in den täglich wachsenden Haufen der Nutznießer der Niederlage einzuschleichen. Als ich im Juni 1945 meinen Verlag besuchte, flüsterte mir ein Prokurist zu, nebenan sitze ein Herr, ein nicht unbekannter Literaturhistoriker, und verfasse im Auftrag der Amerikaner die Schwarze Liste der Autoren, die man als „national“ verbieten werde; ich möge ihn bitten, mich zu verschonen. Deutsche, die sich derart

betätigten, hatte ich nicht für möglich gehalten. Ich ging fort, ahnungslos, daß die bis heute andauernde Cliquenherrschaft übers westdeutsche literarische Leben begonnen hatte, dessen Inhalt sich vorwiegend darauf zusammenfilzte, ob ein Autor jemals anders dachte, als seine Verfolger jetzt forderten, unter denen über Nacht auch gemauserte Nazis als scharfe Inquisitoren auftauchten. Manche alte und viele neue Feme Richter erkannten sich am Gesicht, vereinigten sich und verdienten. Seit 1945 brachte die deutsche Dichtung vielleicht bedeutende Werke hervor. Unter den Büchern, die Presse und Funk groß ins Geschäft schoben, bezeichnet Günter Graß die Wertmarke. Monoton wie Leierkästen himmelt man seit über 2 Jahrzehnten den Dichter der Freiheit Bert Brecht an. Sein vernünftiger Mund ließ nie erwarten, er werde zu den Freiheitskämpfern eilen, wenn sie losschlügen. Das verwirklichte sich 1953 beim mitteldeutschen Aufstand gegen Ulbrichts Terror. Wie hätte Villon, von dem er das einzig Reizvolle seines Werkes hernahm, den Balladenton, ihn als geistig primitiven Langweiler verhöhnt! Literaturprofessoren und Feuilletonpäpste werden nach 10 Jahren plötzlich ebenso urteilen.

Auch mir bescherte die Clique Not und Verleumdung. Ihr Häuptling verbreitete einmal in einem einzigen Satz drei Lügen über mich, aus denen hervorging, daß er mich gar nicht kannte. Aber wer die Macht zur Verleumdung hat, der verleumdet, wen er will. Die neuen Meinungsdictatoren beschuldigten mich wegen eines Gedichts, das ich in der Freude über Österreichs Anschluß ans Reich geschrieben, ferner zweier großer Preise und des Ehrendoktorats, die ich 1937 empfangen hatte. Was innerhalb 1933 und 1945 geschah, mußte ja teuflisch gewesen sein; eine Ehrung *literarischer* Leistungen konnte es gar nicht gegeben haben. Es gab sie doch. Mein dreifach prämiertes Buch, dessen Handlung 1919 endet, ficht übrigens für die Völkereintracht! Ein Madjarone, der es las, bestritt, daß in Ungarn Schulen madjarisiert wurden. Ich antwortete ihm: hättest du recht, wärst du ein deutscher, kein ungarischer Autor. Das verschlug ihm die Rede. Die Rumänen begrüßten das Buch, das auch in andere Sprachen übersetzt wurde.

Umsomehr verblüffte es, daß irgendwer Marschall Antonescu 1942 bewog, während ich als Gast des Rumänischen Schriftstellerverbandes im Lande weilte, alle meine Bücher zu verbieten, weil eines die rumänische Herkunftstheorie nicht blind bejahte. Ich war nun Reichsbürger, deutscher Offizier — mir blieb nach solcher Ungastlichkeit nur übrig, unter Protest meine Heimat zu verlassen, was die Aufhebung des Verbotes dank der Deutschen Gesandtschaft schnell bewirkte, abgesehen von jenem beanstandeten Buch.

Während jener Vortragsreise sprach ich auch in Bukarest. In der ersten Reihe des vollen Saales saß der bedeutende Führer der siebenbürgischen Rumänen und ehemalige Ministerpräsident Vaida-Voevod. Er sagte mir: „*Sehen Sie ins Publikum! Wieviele anständige siebenbürgische Gesichter!*“ Er strahlte. Es waren weit mehr Rumänen als Deutsche da, allerdings wohl zu drei Viertel Siebenbürger, und das erfreute ihn. In Bukarest schienen die Vorkämpfer der Westrumänen nicht heimisch geworden zu sein. Als Sachse hielt ich es — wen wundert's! — mit Vaida-Voevod und Julius Maniu, mit dem ich 1919 als Kurieroffizier in seinem Salonwagen von Hermannstadt nach Großwardein gefahren war. Er, damals Regierungsoberhaupt Siebenbürgens — ein leider bald beseitigtes Amt! — fragte mich, wie sich die Ostrumänen, die „Regatler“, als Soldaten und Kameraden betrug. Nun, für k.u.k. Begriffe recht mangelhaft. Ich sagte es ihm; wir sprachen deutsch, beide vor kurzem noch kaiserliche Offiziere. Er hatte den Anschluß meiner Heimat an Rumänien herbeigeführt, und doch — er mißtraute denen von jenseits der Karpaten, denn sie waren, wie mir einer ihrer klügsten Männer lachend erklärte, so hungrig, daß sie weggaßen, was sie nur vor die Zähne kriegten. Maniu wurde wie Antonescu ein Opfer der siegreichen Kommunisten. Doch gleich Vaida-Voevod verband auch er mit Siebenbürgen Anständigkeit und Sauberkeit, ohne Unterschied der Völker, und

so dachten die großen rumänischen Dichter aus Siebenbürgen ebenfalls: Lucian Blaga, Liviu Rebreanu, Octavian Goga — ich kannte sie — und mit ihnen Millionen Westrumänen.

Tyrannie ist immer arg, ob sie offen handelt oder demokratisch getarnt. Tritt sie offen auf, kann es möglich sein, einen gewichtigen Ehrenmann im Staatsdienst zur Beseitigung von Schändlichkeiten zu gewinnen, äußert sie sich in demokratischer Verlarvung, so greift man oft in die Dickichte der Klüngel, die einen Vorteil davon haben, die schändliche Situation fortbestehen zu lassen. Der von ihnen Befehdete mag sich wehren — meist kann er auch das nicht, weil er totgeschwiegen wird — er ist doch fast regelmäßig der Besiegte, selbst wenn sein Recht wie Gold funkelt.

Stets verblüfft es aber, wen man duldet. Göring hatte einst gesagt: wer Jude ist, bestimme ich. Das mußte natürlich ein Beamter durchführen. Dieser Beamte war zufällig ein Studienkamerad von mir, ein Berliner, die Verkörperung preußischer Ehrenhaftigkeit. Er rettete unzählige Menschen. Was er nach 1945 erlebte, erbitterte ihn; er starb daran, bald nachdem er Universitätsprofessor geworden war. Seine Witwe bat mich, einige seiner Bücher zur Erinnerung an ihn mitzunehmen. Ich zog zwei aus dem Regal. Im Flugzeug schlug ich das eine auf, ein Philosophisches Wörterbuch, erschienen 1943; Verfasser war der neue Herr meines Verlages, der diesen gänzlich umgebaut, auch mich hinausgeschmissen hatte. Während ich in dem Handwörterbuch las, war es mir, als habe der tote Freund mir den Band selbst überreicht, er, der Helfer der Juden, denn das Buch strotzte von antisemitischer Voreingenommenheit; der Autor hatte sich aber inzwischen in einen Patentedemokraten verwandelt und war ein Vertreter der Gewerkschaften. Nun, ich kenne manche Dichter und Gelehrte, die solches Zeug nie geschrieben hatten, doch nach Art und Wesen der Clique nicht passen und daher seit 1945 von Presse und Rundfunk totgeschwiegen werden, oft ins Elend gerieten, obwohl es bedeutende Männer sind.

Gegen diesen Verlagsdirektor, der es heute nicht mehr ist, war es unmöglich, eine Autorenrevolte zu veranstalten, wie wir sie 1938 wider den Reichsleiter Ley über Nacht zusammengeleitet hatten, weil es ihm eingefallen war, mit Ausnützung von Verlagschulden den genialen Verlagsleiter Gustav Pezold fristlos zu entlassen, der seine dummen Reformpläne ablehnte. Eine große Zahl sehr bekannter Dichter eilte am nächsten Tag nach Berlin, um bei Ministern für Pezold einzutreten, den zu seinem Schutz die Marine schnell zu einer Waffenübung einberief. Es lag auch gegen uns schon ein Haftbefehl der Gestapo vor, doch wurde er nicht durchgeführt; es hätte einen Skandal sondergleichen gegeben bei solchen Namen. Die „Revolte“, obzwar von einigen Ministern für recht befunden, blieb erfolglos. Pezold klagte gegen seine Entlassung, gewann den Prozeß und eine sehr hohe Schadenersatzsumme. Und der Verlag blieb selbständig wie vorher. Im Jahre 1949 kehrte Pezold wieder an dessen Spitze zurück. Konkurrenten sorgten dafür, daß die Amerikaner ihn bald absetzten. Autorenrevolte? Nur ein Narr hätte jetzt an derlei denken können. Stattdessen kam jener Verfertiger des Philosophischen Wörterbuchs. Wir waren machtlos wie nie zuvor. Unser Werk hatte keine Heimstatt mehr. Da und dort, in verschiedenen Verlagen landete man. Ich habe nie wieder erlebt, daß einer sich um mich vorbehaltlos kümmerte.

Nach 1952 betreute ich meine nach Westdeutschland geflohenen Landsleute ein Dutzend Jahre als ihr Vorsitzender und wurde daher zum „roten Tuch“ im roten Rumänien gemacht. Das ging freilich von den wenigen aus, die meine Anstrengungen zur Zusammenführung zerrissener Familien ablehnten, weil sie meinten, die „Position“ der Deutschen oder Evangelischen in Siebenbürgen müsse, obwohl unhaltbar geworden, gehalten werden. Konnten Rumänen auf so etwas verfallen? Ich hatte wieder die Ehre, von Landsleuten bei den Mächtigen als Schädling denunziert zu werden.

Verkannt und verleumdet zu werden, ist nicht allein das Los der Politiker, sondern ein Wesenszug unserer Gegenwart. Und oft geht's dabei so dumm zu, wie jene Dame war, die mich im Zug fragte: sind Sie es? — Ich bin's! — Ach, schnatterte sie, wie Sie es nur zustandebrachten? Erst waren Sie Österreicher; na, die reden deutsch, dann Rumäne. Plötzlich rumänisch sprechen zu müssen in der Familie, das muß schwer sein! — Ich unterbrach: Haben Sie meine Bücher gelesen? — Alle! — Lesen Sie sie nochmals!

Das wäre auch jedem zu raten, der mich verlästert.

An diese Dame dachte ich, als ich 1953 den „Südostdeutschen Literaturpreis“ bekam und der Protest eines Münchner Boulevardblattes, das von mir nichts wußte und mich dennoch anschwärtzte, ein Durcheinander hervorrief! Dieses Stück Schilda will ich einmal genau schildern.

Aber wie unwichtig ist das alles gemessen an der schicksalhaften Wirkung von Büchern! Am 9. Juli 1947 besuchte mich ein junger rheinischer Fabrikant. Als Oberleutnant im Herbst 1944 verwundet und in Kronstadt geheilt, wo ihm Schwestern aus der Stadt trotz der russischen Lazarettleitung meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ zu lesen gaben, schöpfte er daraus einen so genauen Einblick in die Landschaft der Umgebung, daß er — nach einer Kur in Marienburg — beim Abtransport nach Rußland mit Kameraden die Wachen bei Brenndorf überwältigte, vom Zug sprang und sich sofort im Gelände heimisch fühlte. Er kam zu einem von mir geschilderten Gehöft, blieb dort versteckt im Futterkeller, und da er holländisch sprach, schrieb er sich selbst einen Passierschein für einen verschleppten niederländischen Zwangsarbeiter; ein Dorfamtstempel verlieh dem Wisch die Russen beeindruckende behördliche Sanktion. Er durfte heimreisen.

Der heute in Salzburg lebende Apotheker Anton Galister schrieb mir am 2. März 1963:

„Sehr geehrter Herr Doktor Zillich! Durch dieses Schreiben an Sie wird ein Vorsatz erfüllt, den ich vor 20 Jahren unter außergewöhnlichen Umständen gefaßt habe.

Im Winter 1942/43 habe ich als Inhaftierter in dem (rumänischen) Militärgefängnis der Festung Kronstadt (Cetățuia) auf meine Verurteilung gewartet. Der Militärstaatsanwalt, Major Josif, hatte für mich die Todesstrafe wegen „Fahnenflucht“ verlangt. Die Fahnenflucht bestand darin, daß ich als aktiver Offizier nach dem Wiener Schiedsspruch in Nordsiebenbürgen verblieben und anschließend mit der Waffen-SS in Fronteinsatz gegangen bin. Meine telegraphische Demission hat man angeblich in Bukarest nicht erhalten. Bei dem ersten Heimaturlaub wurde ich in Kronstadt erkannt, angezeigt, von dem damaligen Stadtkommandanten General Deu in seinem Arbeitszimmer, wohin er mich mit dem Vorwand, es handle sich um eine Botschaft an General Phleps, gelockt hatte, verhaftet und während der Nacht mit einem PKW in das Festungsgefängnis gebracht. Ich war damals schon monatelang in einer Einzelzelle in Haft. „Auf Fahnenflucht in ein fremdes Land während der Mobilisierung steht die Todesstrafe, oder man muß Sie freisprechen, was ich nicht glaube“, tröstete mich Hauptmann Senchea, der Gefängnischef (er hat sich Festungskommandant betitelt).

Die Lage schien hoffnungslos, und es wäre langwierig, die verschlungenen Pfade zu schildern, auf welchen sich mein rettender Engel mir näherte. Aber unerwartet war er auf einmal da. Er sah nicht aus, wie man sich einen Engel vorstellt: war ewig lang, trug die Uniform der „Vânători de munte“ (Gebirgsjäger), hieß Kartmann, aus welchem Dorf er war, habe ich leider vergessen, und war für die Reinigung meiner Zelle bestimmt. Er grüßte mich, als wir unter vier Augen waren, auf deutsch, redete mich mit meinem Dienstgrad an „Sagen Sie mir bitte, Hauptsturmführer, was Sie wünschen, ich tue alles für Sie: Feile, Seil, sogar einen Revolver kann ich Ihnen verschaffen!“ „Geh zu dem deutschen Fürsorgeoffizier gleich neben dem Hotel „Krone“, ich habe Geld bei ihm, hier hast Du eine Quittung. Er soll Dir einige gute Bücher für mich geben. Geh dann zu der Volksgruppenführung, sage dort, was Du hier gesehen hast, und daß ich einen guten deutschen Rechtsanwalt brauche. Vielleicht kann er mir noch helfen, und bringe mir etwas zu essen.“

Er kam spät nachmittags zurück, brachte mir das erste menschenwürdige Essen aus dem „Silbernen Messer“. Am nächsten Morgen erschien bei mir der alte Herr Dr. Fabritius, er hatte seine Kanzlei in Kronstadt und sein Sohn, ebenfalls Rechtsanwalt, in Bukarest. Buch hatte mir Kartmann nur eines mitgebracht: Den „Weizenstrauß“ von Ihnen, Herr Dr. Zillich!

Nun, ich habe angefangen, den Roman zu lesen, vergaß die Kälte, den Schmutz der Zelle, die Entbehrungen, die ich hinter mir hatte, die fürchterliche Drohung des Kommenden (ich war schon abgeurteilt, man hatte mich *nicht* freigesprochen!) las und las. Ich dachte nach und es dünkte mich, ich hätte es erfaßt: Es hat alles einen Sinn, es muß alles einen Sinn haben, das Leben ... und der Tod.

Ja, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, wenn ich wüßte, daß ich mit allen Bemühungen meines Lebens nur einem Menschen in einer schweren Stunde einen derartigen Trost, eine derartige Kraft zum Ertragen des Lebens, zum Erleiden des Todes gespendet habe, als Sie mir damals mit Ihrem Buch, würde ich sagen: „Ich habe nicht umsonst gelebt.“ Das ist das, was ich Ihnen einmal zu sagen damals mir vorgenommen hatte und ich bin glücklich, daß sich jetzt dazu eine Gelegenheit bietet. Erlauben Sie mir bitte, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, daß ich zum Zeichen meiner Dankbarkeit mein kleines Novellenbändchen übersende. Es ist bescheiden, aber ich habe es mit Liebe geschrieben, und Sie wissen wohl: Das Maß der Gnade, das wir einst bekommen haben, ist verschieden groß und ein jeder kann nur mit dem Eigenen schöpfen.“

Ich antwortete ihm am 5. März 1963:

„Sehr geehrter Herr Galister! Ihr Brief gehört zu denen, die dem Empfänger nicht nur von Herzen willkommen sind, sondern die er auch nie vergessen wird. Daß Ihnen mein Roman in einer so schweren Stunde helfen konnte, Ihr bedrohliches Schicksal für eine Weile zu vergessen, höre ich von Ihnen mit Freude und Dankbarkeit, aber auch mit einer gewissen fast religiösen Erschütterung. Sie werden das sofort verstehen, wenn ich zur Erklärung berichte, daß bei den in Bromberg im Sommer 1939 in Haft befindlichen Führern der deutschen Jugend in Polen vereinbart worden war, mit einem Buch von mir und zwar mit dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ die bevorstehende Befreiung durch die deutschen Truppen von Zelle zu Zelle anzukündigen. Einer der Wächter — vielleicht war es auch ein Deutscher — trug das Buch von Häftling zu Häftling und zeigte es wortlos vor, und die unglücklichen, durch arge Mißhandlungen mitgenommenen jungen Männer und Mädchen wußten nun, daß in kurzem die deutschen Panzer im Ort sein würden, was dann auch geschah, ohne daß den Eingekerkerten in den letzten Stunden noch Böses angetan wurde.

Ist es nicht seltsam und in einem schönen Sinne unheimlich, daß zweimal Bücher von mir in Haft sitzenden Unschuldigen ein Gutes bringen konnten, Ihnen Trost und Vergessen, den jungen Leuten die Aussicht auf Erlösung?

Im übrigen habe ich mit dem „Weizenstrauß“ noch etwas Eigentümliches erlebt. Das in dem Buch geschilderte Schicksal der Kriegswitwe und ihrer beiden Töchter hatte ich mir selbst ausgedacht; es war ein Produkt meiner Phantasie. Als das Buch aber erschienen war, empfing ich den Brief einer Frau, die mich auf freundliche Weise fragte, woher ich ihr und ihrer Töchter Schicksal so gut kenne, daß ich es richtig erzählen konnte. Sie hatte tatsächlich, zwar nicht in Kronstadt, fast dasselbe erlebt wie die Kriegswitwe des Buches, bloß, daß der Tod des Geliebten der Tochter erspart blieb. Das Leben hatte also die Handlung meines Romans bestätigt.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir Ihre Begegnung mit dem „Weizenstrauß“ nicht vorenthalten haben. Ich danke Ihnen auch herzlich für Ihr Buch, das ich in den nächsten Tagen lesen werde...

Aber Bücher haben nicht nur ein Schicksal, sondern sie greifen in Schicksale hinein, und daß dies in Ihrem Fall in einer so tröstlichen Weise sein durfte, beglückt mich, obwohl ich es nicht bewirkt habe; es war eine Fügung.“

Am 18. August 1965 klingelte es abend bei mir. Ein Fünfzigjähriger stand am Tor. Er entschuldigte sich, zu so später Stunde anzuklopfen. Er habe als Urlaubsgast in Starnberg eben von den Wirtsleuten gehört, im Mühlbergsschlößl wohne ich. Da sei er hergeeilt, um mir Wichtiges zu berichten. Leider weigerte er sich hartnäckig ins Haus einzutreten. So erfuhr ich seine Geschichte, indem wir in der schönen Nacht im Garten hin- und herwanderten.

Nach Kriegsende saß er, ein Generalstabsmajor, im Gefangenenlager Moosburg, wo man die deutschen Offiziere gemein behandelte. Mein Roman „Der Weizenstrauß“, den einer mithatte, wurde immer aufs neue gelesen. Die erbitterten Männer fanden trotzig Trost an einer Stelle des Buches, die er mir im Wortlaut wiedergab: „Zeiten gab es einst, da senkte der Sieger den Degen vor dem Unterlegenen, nun sie sind vorbei!“ und diese auch: „1919 saßen nicht große Metternichs, nicht süßduftende Kaunitze, kein maßloser Napoleon, sondern Spießbürger, rachsüchtige Greise, beisammen aus London, Washington

und Paris, ohne eine Kugel pfeifen gehört zu haben. Die schlossen Frieden und spuckten den Besiegten ins Gesicht.“ Die drei Sätze hielt der Major dem amerikanischen Lagerkommandanten einmal vor die Nase. Dafür mußten er und ein Oberstleutnant eine Nacht lang in einem Keller stehen, in welchem man langsam Wasser hochsteigen lassen konnte bis zum Bauch der Gefolterten, manchmal höher. Den Major konnte dies nicht erschüttern. Für ihn war das Wort, daß es einst Sieger gab, die vor dem Unterlegenen den Degen senkten, eine Stärkung, weil er erkannte, was seinen Quälern zur Ehre des Siegers fehlte. Dafür dankte er mir. Er verabschiedete sich. Ich stand allein in der sternvollen Nacht mit einem Gefühl, wie es aus Chorälen quillt.

Ich kannte sehr viele der bedeutendsten deutschen Dichter unserer Zeit und einige anderer Völker; mit manchen war oder bin ich befreundet. Die Hälfte von ihnen, die Erlösten, liegt freilich im Grab. Ich gehörte dem Lippoldsberger Kreis an, dessen Zusammenkünfte Goebbels schließlich unmöglich machte. Trotzdem verschrie man uns nach 1945 als Gruppe von Nationalsozialisten, zu der, das sei unvergessen, auch der Hausdichter der Bundesrepublik dank Theodor Heuß, Rudolf Alexander Schröder, gehört hatte, der mich im Juni 1945 aufsuchte und verzweifelt stöhnte: „Zillich, das Reich, das Reich!“

Nach verlorenen Kriegen soll man Lustspiele schreiben, sagte Novalis. Ich verfaßte den humoristischen Roman „Grünk“, ich schrieb nachher den Roman „Der Sprung im Ring“ — eine Liebesballade. Beiden versagte sich ein größerer Absatzerfolg. Es fehlte ihnen das Echo der führenden Presse und des Rundfunks. Beide Bücher spiegeln auch einen Teil des deutschen Schicksals ohne Verzerrung; das liebt man heute nicht.

Ehrungen empfing ich vor 1933 und nachher, auch nach 1945. Fast eineinhalb Millionen meiner Bücher liefen in die Welt. Gern lese ich vor; ich tat es in vielen Städten, Ländern, selbst in Amerika. Dabei vermißte ich nie einen guten Widerhall. So Gott hilft, finde ich die Kraft, noch einiges zu schaffen. Nun bin ich bald 70 Jahre alt. Der Zustand des Abendlandes und die Aufspaltung des deutschen Volkes geht mir nie aus dem Sinn. Blicke ich aber zurück, so erfüllt mich Dankbarkeit für die Gnade, die mich — auch in Notzeiten — leitete und die ich wie den leichten führenden Druck einer Hand auf der Schulter immer spüre.

Anmerkungen

Von Heinrich Zillich

Stinkende glauben, die Menschen könnten nicht riechen.

Die Aufgabe der Schurken? Das Wertvolle zu vernichten!

Kein Schurke vermag zu leben, ohne sich zu belügen.

Schurken ist's versagt, Gegner zu bekämpfen, ohne sie anzuspucken.

Was Schurken uns auch antun können — es reicht an die Ehre nie heran, von ihnen gehaßt zu werden und sie zu verachten.

Verachten-Dürfen ist eine Gnade. Nicht-Hassen-Können dieselbe Gnade.

Der herrlichste Baum lockt Hunde nur, das Bein an ihm zu heben.

Getretene Hunde verbeißen sich in die Ferse.

Sklavenseelen erkennt man sofort, wenn Gefahr droht; sie beeilen sich, ihre Schuld zu bekennen oder zu leugnen, um Gnade zu erwinseln, und sie verraten ihre Kumpane.

Unerträglichster Alptraum: Söhne hingeschlachteter Eltern, Gatten geschändeter Frauen, Väter von Kindern, die die Henker verhungern ließen, bitten diese Mörder, denen sie entrannen, gut von ihnen zu reden.

Das Verhältnis vieler Literaten zur Weltgeschichte gleicht dem des Straßenfegers zum Verkehr: Roßäpfel aufheben, weil sie schmutzig sind und davon leben.

Einmal Festschrift zum 70. Geburtstag Heinrich Zillich, "Südostdeutsche Vierteljahrsblätter", München, Folge 2/1968

Rückblicke

Von Heinrich Zillich

Wie Sie das bloß machen? Schießt's Ihnen plötzlich ein? Muß es auf einmal aus Ihnen hinaus? Wie entsteht überhaupt ein Gedicht? Und daß es sich reimt? Braucht's lang, bis Sie sich eine Erzählung ausdenken? Oder haben Sie's rasch beisammen, ich meine: im Kopf? Das Niederschreiben ist sicher anstrengend. Oder diktieren Sie es jemandem? Ist die hübsch?

Derlei Fragen, zu denen Mädchen neigen, hört jeder Autor. Hat er's fast ein Halbjahrhundert vernommen, so scheint's nicht mehr so dumm, wie es ist, denn erstens entwaffnet weibliche Einfalt, die früher schwatzt als denkt; zweitens reden „gebildete“ Blaustrümpfe törichter; drittens rühren die Fragen ans Unerklärliche jeder Dichtung, mag sie — höchst selten — aus jäher Erhellung fließen oder aus dem Zusammenspiel von Eingebung, Ideen, Erlebnissen und Fleiß. Das Unerklärliche liegt darin, daß ein Mensch berufen und befähigt wurde, sich so gültig zu äußern, daß sich Wesentliches oder Wesenhaftes zur lebendigen Gestalt verwandelt.

Richtet er die eingangs aufgereihten Fragen an sich selber, so begreift er die Entstehung seiner Werke nicht ganz. Es ist kaum zu enträtseln, warum ein dreizehnjähriger Knabe selig und bang plötzlich Gedichte hervorstammelt und dann jahrelang monatlich dreißig Strophen schreibt.

Das wird von anderen bald entdeckt. Die Lehrer beachten seine Aufsätze. Und was mich betrifft, wenn ich vor meinem 70. Geburtstag den Blick zurückwenden darf, so trat ich, als bester jugendlicher Verseschmied auserlesen, fünfzehnjährig 1913 unweit Marienburgs nahe Kronstadt vor die Öffentlichkeit bei der Einweihung eines Gedenkturms für die Scholaren meines Gymnasiums, die dort im Heer der Stadt vor 300 Jahren in der Schlacht gegen den tyrannischen Landesfürsten Gabriel Báthory gefallen waren. Viel Volk und Schulkinder, dazu die obersten Klassen aller deutschen Gymnasien Siebenbürgens mit Fahnen, bunten Mützen, Schärpen, schwarzem Flaus und weißen Hosen standen unter mir, als ich von der Brüstung des Baus mein Gedicht vortrug. Heute noch geschieht's, daß Landsleute mir sagen: „Zum erstenmal sah ich Sie bei der Weihe des Studentendenkmals, ein herrlicher Tag!“ — Angenehm war für mich auch der nächste, denn ich las das Gedicht und meinen Namen in den Zeitungen.

Drei Jahre später lag ich an der Front. In der Brusttasche verwahrte ich vom Regen verfärbte, immer strenger gesiebte Verse, die sich ununterbrochen vermehrten, darunter schon welche, die sich später in meine Gedichtbände einpflanzen ließen.

Als meine Heimat Rumänien zufiel und ich in dessen Heer 1919 nach Ungarn ziehen mußte, erregte die sich genialisch gebärdende kurzlebige Kunstzeitschrift „Das Ziel“ in Kronstadt die Deutschen Siebenbürgens. Unter dem Decknamen *Rich Lich* (Heinrich Zillich) wurde ich ihr meist gedruckter Hausdichter und gewann auch den 1. Preis ihres literarischen Wettbewerbs mit dem Gedicht, das erschrocklich „Blutlied“ hieß und das ich heute nur mit Heiterkeit zu lesen vermag. Es machte mich „berühmt“ und verschaffte mir Gelegenheit, die „ars amandi“ zu lernen. Eine schriftstellernde Quartiergeberin trieb die Begeisterung für die Kunst dazu, kaum saß ich neben ihr, mir mit der Fußspitze an den Stiefel zu stoßen: „Herr Leutnant, wir werden ein Sensationchen erleben“. Männer mögen es nicht, so deutlich aufgefordert zu werden. Sie rächte sich, indem sie ein nettes Mädchen, das es gescheiter anstellte, in einer Geschichte verhöhnte. Da schrieb ich meinen ersten polemischen Aufsatz; alles spendete mir Beifall. Ach, früher Ruhm! Süß

wie Wein, der natürlich Falerner oder Malvasier heißen muß. Als reifer Mann trinkt man eher Mosel und Burgunder.

Beim Studium in Berlin erfuhr ich, im „Café des Westens“ verkehre die Boheme. Das lockte mich hin. Mit den Klugschwätzern ins Gespräch zu kommen, gelang mühelos. Als sie ins „Romanische Café“, dreihundert Meter weit, umsiedelten, ritten wir auf Stühlen die Tauenzienstraße entlang bis zur neuen Stätte unseres Genies, die mich bald anödete, obwohl ich auch Menschen begegnete, die in der Literaturgeschichte vermerkt blieben. „Oh, Sie Offiziersgesicht, zerfleischen möchte ich Sie, aber mit zärtlicher Wut“, fauchte mich eine ältliche Lyrikerin an, deren Sohn ich in die Flucht geschlagen, als er ein Mädchen belästigt hatte; ich bevorzugte eben jugendliche Naive, keine Charakterdarstellerinnen.

Akademisch zweifach graduiert, als Doktor der Staatswissenschaften und auf meines Vaters Wunsch als Diplomkaufmann, kam ich Ende 1923 heim und hielt meine zwei ersten Bücher in der Hand. Das eine — „Wälder und Laternenschein“ — schildert eine Gymnasialenliebschaft. Und Erwin Wittstock behauptete stets, es sei das Schönste, was ich geschaffen; darum lese er nichts mehr von mir. Er las alles. Die Mütter verboten den Töchtern vergebens die Erzählung; sie sei verführerisch. Das dummste Witzblatt, das Friseure ihren Kunden überreicht haben, die „Neppendorfer Blätter“, nannte mich sogar „Wälder- und Laternenschwein“. So rauh gings damals zu; ich geriet in den Ruf, verrucht zu sein, was Männern selten schadet.

Inzwischen hatte ich mit Gust Ongyerth eine Kulturzeitschrift gegründet. Anfangs angefeindet, bald angehört, überzeugte sie, einer ersten Aufgabe zu dienen, und so wurde der „Klingsor“ die Plattform geistiger Bemühungen und der Völkerverständigung, für sechzehn Jahre. Zu den Mitarbeitern zählten auch hervorragende Rumänen und Madjaren, außerdem ein großer Teil der wichtigsten binnendeutschen Dichter. In den Beginn dieser Entfaltung fiel ein Satyrspiel. Der „Simplicissimus“, München, zu jener Zeit noch immer das beste satirische Wochenblatt der Welt, suchte eine Geschichte, die bekannte Zeitgenossen in eine für sie unmögliche Lage brachte. Ich verzauberte General Ludendorff in eine Tänzerin. Nun saß, nach Kronstadt verweht, der Übersetzer Heinrich Horváth dort in den Cafés; ich erzählte ihm von meiner Groteske. „Bauen Sie“, meinte er gönnerisch, „noch den geschwätzigen Hermann Bahr als Kartäuser ein“. Ich tat es. Der 1. Preis fiel an mich, und Horváth, der keine Zeile beigesteuert hatte, forderte die Hälfte der Summe für sich. Das amüsierte die Redaktion des „Simplicissimus“ sehr. Mich widerte es an, ich warf ihm den Betrag hin.

Dieses Erlebnis hätte mich lehren sollen, Menschen auszuweichen, die daran verdienen wollen, daß andere etwas können; ich lernte es bis heute nicht, weil ich's immer vergesse, daß man derart Gewinn ziehen kann.

Meine Novelle „Der Urlaub“ entstand in einer Nacht; der Anlaß dazu war völlig äußerlich; für einen schon angekündigten Leseabend brauchte ich eine Erzählung. Nach dem ersten verträumt hingemalten Satz gebahr sich Wort aus Wort, die ganze Handlung, die aus Erlebtem, längst Vergessenem wuchs, unheimlich und wunderbar. Die Berliner Zeitschrift „die neue linie“ veranstaltete alljährlich ein Preisausschreiben für die beste deutsche Novelle des Jahres, wobei die Einsendungen — es waren rund tausend — anonym sein mußten; 1932 schickte ich den „Urlaub“ hin und erhielt den 1. Preis. Zwei Jahre später wiederholte sich das mit meinem „Baltischen Grafen“. Nachher versuchte ich die Götter nicht mehr.

Nach der ersten dieser Preiszuteilungen führte mich eine Lesereise durch Deutschland. Daheim wuchs indessen der Stapel der Verlagsangebote einen halben Meter hoch. In Berlin rief mich der Leiter des S. Fischer-Verlags, Bermann, im Hotel an; er bitte, mich

seinem Schwiegervater, dem großen Samy Fischer, vorstellen zu dürfen, vielleicht ergebe sich eine geschäftliche Verbindung für uns. In der Villa des alten Verlagsherrn aber war es unmöglich, zu ihm vorzudringen; er lag schwer krank zu Bett. Bermann klagte darüber, daß Thomas Mann, der meine Zeitschrift wiederholt gelobt hatte, sich fürchte, aus der Schweiz zurückzukehren, seitdem Hitler an der Macht sei; das belaste den Verlag. Nun begriff ich, warum sich Bermann so um mich kümmerte; er wollte rasch neue Autoren anwerben, um die Verdächtigung zu entkräften, er bevorzuge „dekadente“ Literatur.

Ich hatte mich schon für den Verlag Albert Langen Georg Müller entschieden. Er enttäuschte mich bis 1945 nicht. Als meine Bücher hohe Auflagen erreichten, hielt er es für unverantwortlich, das vereinbarte Honorar nicht kräftig zu erhöhen. Das gab es einst wahrhaftig! Und wie es mich berührte, versteht, wer weiß, daß kein Mitarbeiter meiner Zeitschrift je ein Honorar forderte noch empfing. Wir verdienten nicht; wir dienten. Nach 10 Jahren hatte sich ein Überschuß von etwa 160 Mark angesammelt, genug, um sie mit meinen Freunden in einer Nacht zu verjubeln. Die auslanddeutschen Autoren waren Idealisten und die Stümper unter ihnen sind deshalb bis zum heutigen Tag sehr eitel.

Um 1934 meinte meine Frau, ich müsse weg aus Kronstadt, um ungestört das Notwendige zu schreiben, das ich ahnte und noch nicht zu fassen vermochte. In Jena geisterte ich im Schriftstellerheim vier Monate herum, krank aus Angst vor der Arbeit, bis ich am 1. Januar 1935 den ersten Satz schrieb, aus dem das Nachfolgende fließen konnte; in wenigen Wochen füllte ich 120 Seiten. Darnach reiste ich erst nach Riga zu Vorträgen und eilte heim, übernahm meine Redaktionspflichten bei den drei Blättern, an die ich gebunden war; dennoch lag im Frühsommer der Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ fertig da. Ich schickte das dicke Manuskript nach München und stieg todmüde für eine Woche ins Gebirge. Erfrischt wieder im Tal, sprang mich ein Telegramm an: der Roman sei großartig und werde veröffentlicht.

Welche Befreiung! Ich befand mich ja in qualvoller Lage. Im Deutschtum Rumäniens tobte ein wütender Bruderzwist. Als ich mich gegen die radikalste Gruppe wendete, weil sie die Gemeinschaftsdisziplin verletzte, wurde ich übel angefeindet. Die Gefahr bestand, in solchem Streit zu veröden. Wieder erkannte meine Frau das Nötige; und sie bewog mich, mit ihr und den Kindern nach Bayern zu übersiedeln, um unbehindert zu arbeiten. Drei Jahre — es waren die freiesten und schönsten meines Lebens — sollte das dauern. Der 2. Weltkrieg entschied es anders, und 1940 wurde ich zum drittenmal Soldat.

Zwei Jahre vorher überbrachte mir ein kultivierter, etwas verlegener Herr aus Berlin einen dicken Akt; der enthalte, sagte er, bedenkliche Zitate aus meinen Schriften. Wie oft in Gefahren wurde ich hellwach und tat das Richtige; ich weigerte mich, das Zeug zu lesen. Doch die letzte Zeile müsse ich kennenlernen, forderte der Besucher; sie lautete: aus dem Vorangesetzten ergebe sich, daß ich ein Feind des deutschen Volks und dessen Jugend sei. Nun packte mich die Wut. Ich schrieb darunter: Wer das von mir sagt, ist ein Schwein! Am nächsten Morgen beglückwünschte mich in einem Blitzferngespräch ein hoher Beamter aus Berlin zur trefflichsten Aktenerledigung, die er erlebt; er sitze in seinem Amt wirklich nur, um Unheil zu verhüten, denn die Flut der Denunziationen sei riesig, auch die aus meiner Heimat.

1945 hätte ich diesen Anschlag auf meine Existenz, wäre ich nicht ich, benutzen können, um mich als „Opfer des Faschismus“ in den täglich wachsenden Haufen der Nutznießer der Niederlage einzuschleichen. Als ich im Juni 1945 meinen Verlag besuchte, flüsterte mir ein Prokurist zu, nebenan sitze ein Herr, ein nicht unbekannter Literaturhistoriker, und verfasse im Auftrag der Amerikaner die Schwarze Liste der Autoren, die man als „national“ verbieten werde; ich möge ihn bitten, mich zu verschonen. Deutsche, die sich derart

berätigten, hatte ich nicht für möglich gehalten. Ich ging fort, ahnungslos, daß die bis heute andauernde Cliquesherrschaft übers westdeutsche literarische Leben begonnen hatte, dessen Inhalt sich vorwiegend darauf zusammenfilzte, ob ein Autor jemals anders dachte, als seine Verfolger jetzt forderten, unter denen über Nacht auch gemauserte Nazis als scharfe Inquisitoren auftauchten. Manche alte und viele neue Femeirichter erkannten sich am Gesicht, vereinigten sich und verdienten. Seit 1945 brachte die deutsche Dichtung vielleicht bedeutende Werke hervor. Unter den Büchern, die Presse und Funk groß ins Geschäft schoben, bezeichnet Günter Graß die Wertmarke. Monoton wie Leierkästen himmelt man seit über 2 Jahrzehnten den Dichter der Freiheit Bert Brecht an. Sein verkniffener Mund ließ nie erwarten, er werde zu den Freiheitskämpfern eilen, wenn sie losschlügen. Das verwirklichte sich 1953 beim mitteldeutschen Aufstand gegen Ulbrichts Terror. Wie hätte Villon, von dem er das einzig Reizvolle seines Werkes hernahm, den Balladenton, ihn als geistig primitiven Langweiler verhöhnt! Literaturprofessoren und Feuilletonpäpste werden nach 10 Jahren plötzlich ebenso urteilen.

Auch mir bescherte die Clique Not und Verleumdung. Ihr Häuptling verbreitete einmal in einem einzigen Satz drei Lügen über mich, aus denen hervorging, daß er mich gar nicht kannte. Aber wer die Macht zur Verleumdung hat, der verleumdet, wen er will. Die neuen Meinungsdictatoren beschuldigten mich wegen eines Gedichts, das ich in der Freude über Österreichs Anschluß ans Reich geschrieben, ferner zweier großer Preise und des Ehrendoktorats, die ich 1937 empfangen hatte. Was innerhalb 1933 und 1945 geschah, mußte ja teuflisch gewesen sein; eine Ehrung *literarischer* Leistungen konnte es gar nicht gegeben haben. Es gab sie doch. Mein dreifach prämiertes Buch, dessen Handlung 1919 endet, ficht übrigens für die Völkereintracht! Ein Madjarone, der es las, bestritt, daß in Ungarn Schulen madjarisiert wurden. Ich antwortete ihm: hättest du recht, wärest du ein deutscher, kein ungarischer Autor. Das verschlug ihm die Rede. Die Rumänen begrüßten das Buch, das auch in andere Sprachen übersetzt wurde.

Umsomehr verblüffte es, daß irgendwer Marschall Antonescu 1942 bewog, während ich als Gast des Rumänischen Schriftstellerverbandes im Lande weilte, alle meine Bücher zu verbieten, weil eines die rumänische Herkunftstheorie nicht blind bejahte. Ich war nun Reichsbürger, deutscher Offizier — mir blieb nach solcher Ungastlichkeit nur übrig, unter Protest meine Heimat zu verlassen, was die Aufhebung des Verbotes dank der Deutschen Gesandtschaft schnell bewirkte, abgesehen von jenem beanstandeten Buch.

Während jener Vortragsreise sprach ich auch in Bukarest. In der ersten Reihe des vollen Saales saß der bedeutende Führer der siebenbürgischen Rumänen und ehemalige Ministerpräsident Vaida-Voevod. Er sagte mir: „*Sehen Sie ins Publikum! Wieviele anständige siebenbürgische Gesichter!*“ Er strahlte. Es waren weit mehr Rumänen als Deutsche da, allerdings wohl zu drei Viertel Siebenbürger, und das erfreute ihn. In Bukarest schienen die Vorkämpfer der Westrumänen nicht heimisch geworden zu sein. Als Sachse hielt ich es — wen wundert's! — mit Vaida-Voevod und Julius Maniu, mit dem ich 1919 als Kurieroffizier in seinem Salonwagen von Hermannstadt nach Großwardein gefahren war. Er, damals Regierungsoberhaupt Siebenbürgens — ein leider bald beseitigtes Amt! — fragte mich, wie sich die Ostrumänen, die „Regatler“, als Soldaten und Kameraden betrug. Nun, für k.u.k. Begriffe recht mangelhaft. Ich sagte es ihm; wir sprachen deutsch, beide vor kurzem noch kaiserliche Offiziere. Er hatte den Anschluß meiner Heimat an Rumänien herbeigeführt, und doch — er mißtraute denen von jenseits der Karpaten, denn sie waren, wie mir einer ihrer klügsten Männer lachend erklärte, so hungrig, daß sie wegaßen, was sie nur vor die Zähne kriegten. Maniu wurde wie Antonescu ein Opfer der siegreichen Kommunisten. Doch gleich Vaida-Voevod verband auch er mit Siebenbürgen Anständigkeit und Sauberkeit, ohne Unterschied der Völker, und

so dachten die großen rumänischen Dichter aus Siebenbürgen ebenfalls: Lucian Blaga, Liviu Rebreanu, Octavian Goga — ich kannte sie — und mit ihnen Millionen Westrumänen.

Tyrannie ist immer arg, ob sie offen handelt oder demokratisch getarnt. Tritt sie offen auf, kann es möglich sein, einen gewichtigen Ehrenmann im Staatsdienst zur Beseitigung von Schändlichkeiten zu gewinnen, äußert sie sich in demokratischer Verlarvung, so greift man oft in die Dickichte der Klüngel, die einen Vorteil davon haben, die schändliche Situation fortbestehen zu lassen. Der von ihnen Befehdete mag sich wehren — meist kann er auch das nicht, weil er totgeschwiegen wird — er ist doch fast regelmäßig der Besiegte, selbst wenn sein Recht wie Gold funkelt.

Stets verblüfft es aber, wen man duldet. Göring hatte einst gesagt: wer Jude ist, bestimme ich. Das mußte natürlich ein Beamter durchführen. Dieser Beamte war zufällig ein Studienkamerad von mir, ein Berliner, die Verkörperung preußischer Ehrenhaftigkeit. Er rettete unzählige Menschen. Was er nach 1945 erlebte, erbitterte ihn; er starb daran, bald nachdem er Universitätsprofessor geworden war. Seine Witwe bat mich, einige seiner Bücher zur Erinnerung an ihn mitzunehmen. Ich zog zwei aus dem Regal. Im Flugzeug schlug ich das eine auf, ein Philosophisches Wörterbuch, erschienen 1943; Verfasser war der neue Herr meines Verlages, der diesen gänzlich umgebaut, auch mich hinausgeschmissen hatte. Während ich in dem Handwörterbuch las, war es mir, als habe der tote Freund mir den Band selbst überreicht, er, der Helfer der Juden, denn das Buch strotzte von antisemitischer Voreingenommenheit; der Autor hatte sich aber inzwischen in einen Patentdemokraten verwandelt und war ein Vertreter der Gewerkschaften. Nun, ich kenne manche Dichter und Gelehrte, die solches Zeug nie geschrieben hatten, doch nach Art und Wesen der Clique nicht passen und daher seit 1945 von Presse und Rundfunk totgeschwiegen werden, oft ins Elend gerieten, obwohl es bedeutende Männer sind.

Gegen diesen Verlagsdirektor, der es heute nicht mehr ist, war es unmöglich, eine Autorenrevolte zu veranstalten, wie wir sie 1938 wider den Reichsleiter Ley über Nacht zusammentelefoniert hatten, weil es ihm eingefallen war, mit Ausnützung von Verlagschulden den genialen Verlagsleiter Gustav Pezold fristlos zu entlassen, der seine dummen Reformpläne ablehnte. Eine große Zahl sehr bekannter Dichter eilte am nächsten Tag nach Berlin, um bei Ministern für Pezold einzutreten, den zu seinem Schutz die Marine schnell zu einer Waffenübung einberief. Es lag auch gegen uns schon ein Haftbefehl der Gestapo vor, doch wurde er nicht durchgeführt; es hätte einen Skandal sondergleichen gegeben bei solchen Namen. Die „Revolte“, obzwar von einigen Ministern für recht befunden, blieb erfolglos. Pezold klagte gegen seine Entlassung, gewann den Prozeß und eine sehr hohe Schadenersatzsumme. Und der Verlag blieb selbständig wie vorher. Im Jahre 1949 kehrte Pezold wieder an dessen Spitze zurück. Konkurrenten sorgten dafür, daß die Amerikaner ihn bald absetzten. Autorenrevolte? Nur ein Narr hätte jetzt an derlei denken können. Stattdessen kam jener Verfertiger des Philosophischen Wörterbuchs. Wir waren machtlos wie nie zuvor. Unser Werk hatte keine Heimstatt mehr. Da und dort, in verschiedenen Verlagen landete man. Ich habe nie wieder erlebt, daß einer sich um mich vorbehaltlos kümmerte.

Nach 1952 betreute ich meine nach Westdeutschland geflohenen Landsleute ein Dutzend Jahre als ihr Vorsitzender und wurde daher zum „roten Tuch“ im roten Rumänien gemacht. Das ging freilich von den wenigen aus, die meine Anstrengungen zur Zusammenführung zerrissener Familien ablehnten, weil sie meinten, die „Position“ der Deutschen oder Evangelischen in Siebenbürgen müsse, obwohl unhaltbar geworden, gehalten werden. Konnten Rumänen auf so etwas verfallen? Ich hatte wieder die Ehre, von Landsleuten bei den Mächtigen als Schädling denunziert zu werden.

Verkannt und verleumdet zu werden, ist nicht allein das Los der Politiker, sondern ein Wesenszug unserer Gegenwart. Und oft geht's dabei so dumm zu, wie jene Dame war, die mich im Zug fragte: sind Sie es? — Ich bin's! — Ach, schnatterte sie, wie Sie es nur zustandebrachten? Erst waren Sie Österreicher; na, die reden deutsch, dann Rumäne. Plötzlich rumänisch sprechen zu müssen in der Familie, das muß schwer sein! — Ich unterbrach: Haben Sie meine Bücher gelesen? — Alle! — Lesen Sie sie nochmals!

Das wäre auch jedem zu raten, der mich verlästert.

An diese Dame dachte ich, als ich 1953 den „Südostdeutschen Literaturpreis“ bekam und der Protest eines Münchner Boulevardblattes, das von mir nichts wußte und mich dennoch anschwärzte, ein Durcheinander hervorrief! Dieses Stück Schilda will ich einmal genau schildern.

Aber wie unwichtig ist das alles gemessen an der schicksalhaften Wirkung von Büchern! Am 9. Juli 1947 besuchte mich ein junger rheinischer Fabrikant. Als Oberleutnant im Herbst 1944 verwundet und in Kronstadt geheilt, wo ihm Schwestern aus der Stadt trotz der russischen Lazarettleitung meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ zu lesen gaben, schöpfte er daraus einen so genauen Einblick in die Landschaft der Umgebung, daß er — nach einer Kur in Marienburg — beim Abtransport nach Rußland mit Kame-raden die Wachen bei Brenndorf überwältigte, vom Zug sprang und sich sofort im Gelände heimisch fühlte. Er kam zu einem von mir geschilderten Gehöft, blieb dort versteckt im Futterkeller, und da er holländisch sprach, schrieb er sich selbst einen Passierschein für einen verschleppten niederländischen Zwangsarbeiter; ein Dorfamtstempel verlieh dem Wisch die Russen beeindruckende behördliche Sanktion. Er durfte heimreisen.

Der heute in Salzburg lebende Apotheker Anton Galister schrieb mir am 2. März 1963:

„Sehr geehrter Herr Doktor Zillich! Durch dieses Schreiben an Sie wird ein Vorsatz erfüllt, den ich vor 20 Jahren unter außergewöhnlichen Umständen gefaßt habe.

Im Winter 1942/43 habe ich als Inhaftierter in dem (rumänischen) Militärgefängnis der Festung Kronstadt (Cetățuia) auf meine Verurteilung gewartet. Der Militärstaatsanwalt, Major Josif, hatte für mich die Todesstrafe wegen „Fahnenflucht“ verlangt. Die Fahnenflucht bestand darin, daß ich als aktiver Offizier nach dem Wiener Schiedsspruch in Nordsiebenbürgen verblieben und anschließend mit der Waffen-SS in Fronteinsatz gegangen bin. Meine telegraphische Demission hat man angeblich in Bukarest nicht erhalten. Bei dem ersten Heimaturlaub wurde ich in Kronstadt erkannt, angezeigt, von dem damaligen Stadtkommandanten General Deu in seinem Arbeitszimmer, wohin er mich mit dem Vorwand, es handele sich um eine Botschaft an General Phleps, gelockt hatte, verhaftet und während der Nacht mit einem PKW in das Festungsgefängnis gebracht. Ich war damals schon monatelang in einer Einzelzelle in Haft. „Auf Fahnenflucht in ein fremdes Land während der Mobilisierung steht die Todesstrafe, oder man muß Sie freisprechen, was ich nicht glaube“, tröstete mich Hauptmann Senchea, der Gefängnischef (er hat sich Festungskommandant betitelt).

Die Lage schien hoffnungslos, und es wäre langwierig, die verschlungenen Pfade zu schildern, auf welchen sich mein rettender Engel mir näherte. Aber unerwartet war er auf einmal da. Er sah nicht aus, wie man sich einen Engel vorstellt: war ewig lang, trug die Uniform der „Vânători de munte“ (Gebirgsjäger), hieß Kartmann, aus welchem Dorf er war, habe ich leider vergessen, und war für die Reinigung meiner Zelle bestimmt. Er grüßte mich, als wir unter vier Augen waren, auf deutsch, redete mich mit meinem Dienstgrad an „Sagen Sie mir bitte, Hauptsturmführer, was Sie wünschen, ich tue alles für Sie: Feile, Seil, sogar einen Revolver kann ich Ihnen verschaffen!“ „Geh zu dem deutschen Fürsorgeoffizier gleich neben dem Hotel „Krone“, ich habe Geld bei ihm, hier hast Du eine Quittung. Er soll Dir einige gute Bücher für mich geben. Geh dann zu der Volksgruppenführung, sage dort, was Du hier gesehen hast, und daß ich einen guten deutschen Rechtsanwalt brauche. Vielleicht kann er mir noch helfen, und bringe mir etwas zu essen.“

Er kam spät nachmittags zurück, brachte mir das erste menschenwürdige Essen aus dem „Silbernen Messer“. Am nächsten Morgen erschien bei mir der alte Herr Dr. Fabritius, er hatte seine Kanzlei in Kronstadt und sein Sohn, ebenfalls Rechtsanwalt, in Bukarest. Buch hatte mir Kartmann nur eines mitgebracht: Den „Weizenstrauß“ von Ihnen, Herr Dr. Zillich!

Nun, ich habe angefangen, den Roman zu lesen, vergaß die Kälte, den Schmutz der Zelle, die Entbehrungen, die ich hinter mir hatte, die fürchterliche Drohung des Kommenden (ich war schon abgeurteilt, man hatte mich *nicht* freigesprochen!) las und las. Ich dachte nach und es dünkte mich, ich hätte es erfaßt: Es hat alles einen Sinn, es muß alles einen Sinn haben, das Leben ... und der Tod.

Ja, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, wenn ich wüßte, daß ich mit allen Bemühungen meines Lebens nur einem Menschen in einer schweren Stunde einen derartigen Trost, eine derartige Kraft zum Ertragen des Lebens, zum Erleiden des Todes gespendet habe, als Sie mir damals mit Ihrem Buch, würde ich sagen: „Ich habe nicht umsonst gelebt.“ Das ist das, was ich Ihnen einmal zu sagen damals mir vorgenommen hatte und ich bin glücklich, daß sich jetzt dazu eine Gelegenheit bietet. Erlauben Sie mir bitte, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, daß ich zum Zeichen meiner Dankbarkeit mein kleines Novellenbändchen übersende. Es ist bescheiden, aber ich habe es mit Liebe geschrieben, und Sie wissen wohl: Das Maß der Gnade, das wir einst bekommen haben, ist verschieden groß und ein jeder kann nur mit dem Eigenen schöpfen.“

Ich antwortete ihm am 5. März 1963:

„Sehr geehrter Herr Galister! Ihr Brief gehört zu denen, die dem Empfänger nicht nur von Herzen willkommen sind, sondern die er auch nie vergessen wird. Daß Ihnen mein Roman in einer so schweren Stunde helfen konnte, Ihr bedrohliches Schicksal für eine Weile zu vergessen, höre ich von Ihnen mit Freude und Dankbarkeit, aber auch mit einer gewissen fast religiösen Erschütterung. Sie werden das sofort verstehen, wenn ich zur Erklärung berichte, daß bei den in Bromberg im Sommer 1939 in Haft befindlichen Führern der deutschen Jugend in Polen vereinbart worden war, mit einem Buch von mir und zwar mit dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ die bevorstehende Befreiung durch die deutschen Truppen von Zelle zu Zelle anzukündigen. Einer der Wächter — vielleicht war es auch ein Deutscher — trug das Buch von Häftling zu Häftling und zeigte es wortlos vor, und die unglücklichen, durch arge Mißhandlungen mitgenommenen jungen Männer und Mädchen wußten nun, daß in kurzem die deutschen Panzer im Ort sein würden, was dann auch geschah, ohne daß den Eingekerkerten in den letzten Stunden noch Böses angetan wurde.

Ist es nicht seltsam und in einem schönen Sinne unheimlich, daß zweimal Bücher von mir in Haft sitzenden Unschuldigen ein Gutes bringen konnten, Ihnen Trost und Vergessen, den jungen Leuten die Aussicht auf Erlösung?

Im übrigen habe ich mit dem „Weizenstrauß“ noch etwas Eigentümliches erlebt. Das in dem Buch geschilderte Schicksal der Kriegswitwe und ihrer beiden Töchter hatte ich mir selbst ausgedacht; es war ein Produkt meiner Phantasie. Als das Buch aber erschienen war, empfing ich den Brief einer Frau, die mich auf freundliche Weise fragte, woher ich ihr und ihrer Töchter Schicksal so gut kenne, daß ich es richtig erzählen konnte. Sie hatte tatsächlich, zwar nicht in Kronstadt, fast dasselbe erlebt wie die Kriegswitwe des Buches, bloß, daß der Tod des Geliebten der Tochter erspart blieb. Das Leben hatte also die Handlung meines Romans bestätigt.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir Ihre Begegnung mit dem „Weizenstrauß“ nicht vorenthalten haben. Ich danke Ihnen auch herzlich für Ihr Buch, das ich in den nächsten Tagen lesen werde...

Aber Bücher haben nicht nur ein Schicksal, sondern sie greifen in Schicksale hinein, und daß dies in Ihrem Fall in einer so tröstlichen Weise sein durfte, beglückt mich, obwohl ich es nicht bewirkt habe; es war eine Fügung.“

Am 18. August 1965 klingelte es abend bei mir. Ein Fünfzigjähriger stand am Tor. Er entschuldigte sich, zu so später Stunde anzuklopfen. Er habe als Urlaubsgast in Starnberg eben von den Wirtsleuten gehört, im Mühlbergsschlößl wohne ich. Da sei er hergeeilt, um mir Wichtiges zu berichten. Leider weigerte er sich hartnäckig ins Haus einzutreten. So erfuhr ich seine Geschichte, indem wir in der schönen Nacht im Garten hin- und herwanderten.

Nach Kriegsende saß er, ein Generalstabsmajor, im Gefangenenlager Moosburg, wo man die deutschen Offiziere gemein behandelte. Mein Roman „Der Weizenstrauß“, den einer mithatte, wurde immer aufs neue gelesen. Die erbitterten Männer fanden trotzig Trost an einer Stelle des Buches, die er mir im Wortlaut wiedergab: „Zeiten gab es einst, da senkte der Sieger den Degen vor dem Unterlegenen, nun sie sind vorbei!“ und diese auch: „1919 saßen nicht große Metternichs, nicht süßduftende Kaunitze, kein maßloser Napoleon, sondern Spießbürger, rachsüchtige Greise, beisammen aus London, Washington

und Paris, ohne eine Kugel pfeifen gehört zu haben. Die schlossen Frieden und spuckten den Besiegten ins Gesicht." Die drei Sätze hielt der Major dem amerikanischen Lagerkommandanten einmal vor die Nase. Dafür mußten er und ein Oberstleutnant eine Nacht lang in einem Keller stehen, in welchem man langsam Wasser hochsteigen lassen konnte bis zum Bauch der Gefolterten, manchmal höher. Den Major konnte dies nicht erschüttern. Für ihn war das Wort, daß es einst Sieger gab, die vor dem Unterlegenen den Degen senkten, eine Stärkung, weil er erkannte, was seinen Quälern zur Ehre des Siegers fehlte. Dafür dankte er mir. Er verabschiedete sich. Ich stand allein in der sternvollen Nacht mit einem Gefühl, wie es aus Chorälen quillt.

Ich kannte sehr viele der bedeutendsten deutschen Dichter unserer Zeit und einige anderer Völker; mit manchen war oder bin ich befreundet. Die Hälfte von ihnen, die Erlösten, liegt freilich im Grab. Ich gehörte dem Lippoldsberger Kreis an, dessen Zusammenkünfte Goebbels schließlich unmöglich machte. Trotzdem verschränkte man uns nach 1945 als Gruppe von Nationalsozialisten, zu der, das sei unvergessen, auch der Hausdichter der Bundesrepublik dank Theodor Heuß, Rudolf Alexander Schröder, gehört hatte, der mich im Juni 1945 aufsuchte und verzweifelt stöhnte: „Zillich, das Reich, das Reich!“

Nach verlorenen Kriegen soll man Lustspiele schreiben, sagte Novalis. Ich verfaßte den humoristischen Roman „Grünk“, ich schrieb nachher den Roman „Der Sprung im Ring“ — eine Liebesballade. Beiden versagte sich ein größerer Absatzserfolg. Es fehlte ihnen das Echo der führenden Presse und des Rundfunks. Beide Bücher spiegeln auch einen Teil des deutschen Schicksals ohne Verzerrung; das liebt man heute nicht.

Ehrungen empfing ich vor 1933 und nachher, auch nach 1945. Fast eineinhalb Millionen meiner Bücher liefen in die Welt. Gern lese ich vor; ich tat es in vielen Städten, Ländern, selbst in Amerika. Dabei vermisse ich nie einen guten Widerhall. So Gott hilft, finde ich die Kraft, noch einiges zu schaffen. Nun bin ich bald 70 Jahre alt. Der Zustand des Abendlandes und die Aufspaltung des deutschen Volkes geht mir nie aus dem Sinn. Blicke ich aber zurück, so erfüllt mich Dankbarkeit für die Gnade, die mich — auch in Notzeiten — leitete und die ich wie den leichten führenden Druck einer Hand auf der Schulter immer spüre.

Meogenheren



Leitz-Jurismappe Nr. 924 (DIN A 4)

Von Heinrich Zillich

Wie Sie das bloß machen? Schießt's Ihnen plötzlich ein? Muß es auf einmal aus Ihnen hinaus? Wie entsteht überhaupt ein Gedicht? Und daß es sich reimt? Braucht's lang, bis Sie sich eine Erzählung ausdenken? Oder haben Sie's rasch beisammen, ich meine: im Kopf? Das Niederschreiben ist sicher anstrengend. Oder diktieren Sie es jemandem? Ist die hübsch?

Derlei Fragen, zu denen Mädchen neigen, hört jeder Autor. Hat er's fast ein Halbjahrhundert vernommen, so scheint's nicht mehr so dumm, wie es ist, denn erstens entwaffnet weibliche Einfalt, die früher schwatzt als denkt; zweitens reden "gebildete" Blaustrümpfe törichter; drittens rühren die Fragen ans Unerklärbare jeder Dichtung, mag sie - höchst selten - aus jäher Erhellung fließen oder aus dem Zusammenspiel von Eingebung, Ideen, Erlebnissen und Fleiß. Das Unerklärliche liegt darin, daß ein Mensch berufen und befähigt wurde, sich so göltig zu äußern, daß sich Wesentliches oder Wesenhaftes zur lebendigen Gestalt verwandelt.

Richtet er die eingangs aufgereihten Fragen an sich selber, so begreift er die Entstehung seiner Werke nicht ganz. Es ist kaum zu enträtseln, warum ein dreizehnjähriger Knabe, selig und bang plötzlich Gedichte hervorstammelt und dann jahrelang monatlich dreißig Strophen schreibt.

Das wird von anderen bald entdeckt. Die Lehrer beachten seine Aufsätze. Und was mich betrifft, wenn ich ~~angesichts~~^{vor} meinem 70. Geburtstag den Blick zurückwenden darf, so trat ich, als bester jugendlicher Verseschmied auserlesen, fünfzehnjährig 1913 unweit Marienburgs nahe Kronstadt vor die Öffentlichkeit bei der Einweihung eines Gedenkturms für die Scholaren meines Gymnasiums, die dort im Heer der Stadt vor 300 Jahren in der Schlacht gegen den tyrannischen Landesfürsten Gabriel Báthory gefallen waren. Viel Volk und Schulkinder, dazu die obersten Klassen aller deutschen Gymnasien Siebenbürgens mit Fahnen, bunten Mützen, Schärpen, schwarzem Flaus und weißen Hosen standen unter mir, als ich von der Brüstung des Baus mein Gedicht vortrug. Heute noch geschieht's, daß Landsleute mir sagen: Zum erstenmal sah ich Sie bei der Weihe des Studentendenkmals, ein herrlicher Tag! ~~Herrlich~~^{Angenehm} für mich auch der nächste, denn ich las das Gedicht und meinen Namen in den Zeitungen.

Drei Jahre später lag ich an der Front. In der Brusttasche verwahrte ich vom Regen verfärbte, immer strenger gesiebte Verse, die sich ununterbrochen vermehrten, darunter welche, die sich in meine Gedicht-

bäume einpflanzen ließen.

Als meine Heimat Rumänien zufiel und ich in dessen Heer 1919 nach Ungarn ziehen mußte, erregte die sich genialisch gebärdende kurzlebige Kunstzeitschrift "Das Ziel" in Kronstadt die Deutschen Siebenbürgens. Unter dem Decknamen Rich Lich (Heinrich Zillich) wurde ich ihr meist gedruckter Hausdichter und gewann auch den 1. Preis ihres literarischen Wettbewerbs mit dem Gedicht, das erschrocklich "Blutlied" hieß und das ich heute nur mit Heiterkeit zu lesen vermag. Es machte mich "berühmt" und verschaffte mir Gelegenheit, die "ars amandi" zu lernen. Eine schriftstellernde Quartiergeberin trieb die Begeisterung für die Kunst dazu, kaum saß ich neben ihr, mir mit der Fußspitze an den Stiefel zu stoßen: "Herr Leutnant, wir werden ein Sensationöchen erleben". Männer mögen es nicht, so deutlich aufgefordert zu werden. Sie rächte sich, indem sie ein nettes Mädchen, das es gescheiter anstellte, in einer Geschichte verhöhnte. Da schrieb ich meinen ersten polemischen Aufsatz; alles spendete mir Beifall. Ach, früher Ruhm! Süß wie Wein, der natürlich Falerner oder Malvasier heißen muß. Als reifer Mann trinkt man *chere* edlere Tropfen. *Mosel und Bingerländer.*

Beim Studium in Berlin erfuhr ich, im "Café des Westens" verkehre die Bohème. Das lockte mich hin. Mit den Klugschwätzern ins Gespräch zu kommen, gelang mühelos. Als sie ins "Romanische Café", dreihundert Meter weit, umsiedelten, ritten wir auf Stühlen die Tauenzienstraße entlang bis zur neuen Stätte unseres Genies, die mich bald anödete, obwohl ich auch Menschen begegnete, die in der Literaturgeschichte vermerkt blieben. "Sie Offiziersgesicht, zerfleischen möchte ich Sie, aber mit zärtlicher Wut", fauchte mich eine ältliche Lyrikerin an, deren Sohn ich in die Flucht geschlagen, als er ein Mädchen belästigt hatte; ich bevorzugte jugendliche Naive, und keine Charakterdarstellerinnen.

Akademisch zweifach graduiert, als Doktor der Staatswissenschaften und auf meines Vaters Wunsch als Diplomkaufmann, kam ich Ende 1923 heim und hielt meine zwei ersten Bücher in der Hand. Das eine - "Wälder und Laternenschein" - schildert eine Gymnasiastenliebschaft, von dem Erwin Wittstock behauptete, es sei das Schönste, was ich geschaffen; darum lese er nichts mehr von mir. Er las alles. Die Mütter verboten den Töchtern vergebens die Erzählung; sie sei verführerisch. Das dummste Witzblatt, das Friseure ihren Kunden überreicht haben, die "Neppendorfer Blätter", nannten mich sogar "Wälder-und Laternenschwein". So rauh gings damals zu; ich geriet in den Ruf, verrucht zu sein, was Männern selten schadet.

Inzwischen hatte ich mit Gust Ongyert eine Kulturzeitschrift gegründet. Anfangs angefeindet, bald gehört, überzeugte sie, einer ernsten Aufgabe zu dienen, und so wurde der "Klingsor" die Plattform geistiger Bemühungen und der Völkerverständigung, für sechzehn Jahre. Zu den Mitarbeitern zählten auch hervorragende Rumänen und Madjaren, außerdem ein großer Teil der wichtigsten binnendeutschen Dichter. In den Beginn dieser Entfaltung fiel ein Satyrspiel. Der "Simplicissimus", München, zu jener Zeit noch immer das beste satirische Wochenblatt der Welt, suchte eine Geschichte, die bekannte Zeitgenossen in eine für sie unmögliche Lage brachte. Ich verzauberte General Ludendorff in eine Tänzerin. Nun saß, nach Kronstadt verweht, der Übersetzer Heinrich Horvath dort in den Cafés; ich erzählte ihm von meiner Groteske. "Bauen Sie", meinte er gönnerisch, "noch den geschwätzigen Hermann Bahr als Kartäuser ein". Ich tat es. Der 1. Preis fiel an mich, und Horvath, der keine Zeile beigesteuert hatte, forderte die Hälfte der Summe für sich. Das amüsierte die Redaktion des "Simplicissimus" sehr. Mich widerte es an, ich warf ihm den Betrag hin.

Dieses Erlebnis hätte mich lehren sollen, Menschen auszuweichen, die davon verdienen wollen, weil andere etwas können; ich lernte es bis heute nicht, weil ich's immer vergessen, daß man derart Gewinn ziehen kann.

Meine Novelle "Der Urlaub" entstand in einer Nacht; der Anlaß dazu war völlig äußerlich; für einen schon angekündigten Leseabend brachte ich eine Erzählung. Nach dem ersten verträumt hingemalten Satz gebar sich Wort aus Wort, die ganze Handlung, die aus Erlebtem, längst Vergessenem wuchs, unheimlich und wunderbar. Die Berliner Zeitschrift "die neue linie" veranstaltete alljährlich ein Preisausschreiben für die beste deutsche Novelle des Jahres, wobei die Einsendungen - es waren rund tausend - anonym sein mußten; 1932 schickte ich den "Urlaub" hin und erhielt den 1. Preis. Zwei Jahre später wiederholte sich das mit meinem "Baltischen Grafen". Nachher versuchte ich die Götter nicht mehr.

Nach der ersten dieser Preiszuteilungen führte mich eine Lesereise durch Deutschland. Daheim wuchs indessen der Stapel der Verlagsangebote einen halben Meter hoch. In Berlin rief mich der Leiter des S. Fischer-Verlags, Bermann, im Hotel an; er bitte, mich seinem Schwiegervater, dem großen Sany Fischer, vorstellen zu dürfen, vielleicht ergebe sich eine geschäftliche Verbindung für uns. In der Villa des alten Verlagsherrn aber war es unmöglich, zu ihm vorzudringen; er lag schwer

krank zu Bett. Bermann klagte darüber, daß Thomas Mann, der meine Zeitschrift ~~schonmal~~^{unverfälscht} gelobt hatte, sich fürchte, aus der Schweiz zurückzu-
kehren, seitdem Hitler an der Macht sei; das belaste den Verlag. Nun begriff ich, warum sich Bermann so um mich kümmerte; er wollte rasch neue Autoren anwerben, um die Verdächtigung zu entkräften, er bevorzuge "dekadente" Literatur.

Ich hatte mich schon für den Verlag Albert Langen Georg Müller entschieden. Er enttäuschte mich bis 1945 nicht. Als meine Bücher hohe Auflagen erreichten, hielt er es für unverantwortlich, das vereinbarte Honorar nicht kräftig zu erhöhen. Das gab es einst wahrhaftig! Und wie es mich berührte, versteht, wer weiß, daß kein Mitarbeiter meiner Zeitschrift je ein Honorar forderte noch empfing. Wir verdienten nicht; wir dienten. Nach 10 Jahren hatte sich ein Überschuß von etwa 160 Mark angesammelt, genug, um sie mit meinen Freunden in einer Nacht zu verjubeln. Die auslanddeutschen Autoren waren besessene Idealisten.

Um 1934 meinte meine Frau, ich müsse weg aus Kronstadt, um ungestört das Notwendige zu schreiben, das ich ahnte und nicht zu ergreifen vermochte. In Jena geisterte ich im Schriftstellerheim vier Monate herum, krank aus Angst vor der Arbeit, bis ich am 1. Januar 1935 den ersten Satz schrieb, aus dem das Nachfolgende fließen konnte; in wenigen Wochen füllte ich 120 Seiten. Darnach reiste ich erst nach Riga zu Vorträgen und eilte heim, übernahm meine Redaktionspflichten an den drei Blättern, an die ich gebunden war; dennoch lag im Frühsommer der Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" fertig da. Ich schickte das dicke Manuskript nach München und stieg todmüde für eine Woche ins Gebirge. Erfrischt wieder im Tal, sprang mich ein Telegramm an: der Roman sei großartig und werde veröffentlicht.

Welche Befreiung! Ich befand mich ja in qualvoller Lage. Im Deutschland Rumäniens tobte ein wütender Bruderzwist. Als ich mich gegen die radikalste Gruppe wendete, weil sie die Gemeinschaftsdisziplin verletzte, wurde ich übel angefeindet. Die Gefahr bestand, in solchem Streit zu veröden. Wieder erkannte meine Frau das Nötige; und sie bewog mich, mit ihr und den Kindern nach Bayern zu übersiedeln, um unbehindert zu arbeiten. Drei Jahre - es waren die freiesten und schönsten meines Lebens - sollte das dauern. Der 2. Weltkrieg entschied es anders, und 1940 wurde ich zum drittenmal Soldat.

Zwei Jahre vorher überbrachte mir ein kultivierter, etwas verlegener Herr aus Berlin einen dicken Akt; der enthalte ~~er~~, sagte er, bedenkliche Zitate aus meinen Schriften. Wie oft in Gefahren wurde ich hellwach

und tat das Richtige; ich weigerte mich, das Zeug zu lesen. Doch die letzte Zeile müsse ich kennenlernen, forderte der Besucher; sie lautet: aus dem Vorangesetzten ergebe sich, daß ich ein Feind des deutschen Volk~~es~~ und dessen Jugend sei. Nun packte mich die Wut. Ich schrieb darunter: Wer das von mir sagt, ist ein Schwein! Am nächsten Morgen beglückwünschte mich in einem Blitzferngespräch ein ~~sehr~~ hoher Beamter aus Berlin zur trefflichsten Akten erledigung, die er erlebt; er sitze in seinem Amt wirklich nur, um Unheil zu verhüten, denn die Flut der Denunziationen sei riesig, auch die aus meiner Heimat.

1945 hätte ich diesen Anschlag auf meine Existenz ausnützen können, um mich als "Opfer des Faschismus" in den sich täglich vermehrenden Haufen der Nutznießer der Niederlage einzuschleichen. Als ich im Juni 1945 meinen Verlag besuchte, flüsterte mir ein Prokurist zu, nebenan sitze ein Herr, ~~übrigens~~ ein nicht ~~ganz~~ unbekannter Literaturhistoriker, und verfasse im Auftrag der Amerikaner die Schwarze Liste der Autoren, die man als "national" verbieten werde; ich möge ihn bitten, mich zu verschonen. Deutsche, die sich derart betätigten, hatte ich nicht für möglich gehalten. Ich ging fort, ahnungslos, daß die bis heute andauernde Cliquenherrschaft übers westdeutsche literarische Leben begonnen hatte, dessen Inhalt sich vorwiegend darauf zusammenfilzte, ob ~~sie~~ ^{ein Autor jemals} anders dachtet, als ~~ihre~~ ^{seine} Verfolger jetzt forderten, unter denen über Nacht gemauserte Nazis als besonders scharfe Inquisitoren auftauchten. Alte und neue Femerichter erkannten sich, ^{am Gesichte} vereinigten sich ^{off} und verdienten. Seit 1945 brachte die deutsche Dichtung vielleicht bedeutende Werke hervor. Unter den Büchern, die Presse und Funk groß ins Geschäft schoben, bezeichnet Günter Grass die Wertmarke. Monoton wie Leierkästen himmelt man seit über 2 Jahrzehnten den Dichter der Freiheit Bert Brecht an. Sein verkniffenes Gesicht ließ nie erwarten, er werde zu den Freiheitskämpfern eilen, wenn sie losschlügen. Das verwirklichte sich 1953 beim mitteldeutschen Auf-

stand gegen den roten Terror. *Wie hätte Villon, von dem er das einzig reizvolle seiner Werke abschrieb, den Balladen von diesen geistig normierten, größten Langweilen des deutschen Schrifttums verhöhnt!*

Auch mir bescherte die Clique Not und Verleumdung; das vergißt man nie. Ihr Häuptling verbreitete einmal in einem einzigen Satz drei Lügen über mich, aus denen hervorging, daß er mich gar nicht kannte. Aber wer die Macht zur Verlästerung hat, der verleumdet ^{wenn er will} selbst das ungeborene Kind; darin besteht ja das Werk dieser Kapitalisten der Schriftstellerei. Mich beschuldigten sie zweier großer Preise und des Ehrendoktorats, die ich 1937 empfangen hatte. Was innerhalb 1933 und 1945 geschah, mußte ja teuflisch gewesen sein; eine Ehrung literarischer Leistungen konnte es gar nicht gegeben haben. Es gab sie

Literaturprofessoren und Feuilletonpäpste werden es nach 10 Jahren rechtlich entdecken.

solcher Zeug wie geschrieben hatten, aber nach Art und Wesen der Clique nicht passen wird

ich kenne manchen Dichter und Gelehrten, die ~~bloß weil sie national empfinden~~, seit 1945 bis heute von Presse und Rundfunk totgeschwiegen werden, ~~und Elend leben müssen~~, obwohl es bedeutende Männer sind. *daher* Sie gehören nicht zur Clique. *off und ins* Gegen diesen Verlagsdirektor, *gerichten* war es unmöglich, eine Autorenrevolte zu veranstalten, wie wir sie 1938, *den es heute nicht mehr ist* ~~wegen von meinem Heim aus~~, wider den Reichsleiter Ley über Nacht zusammentelefoniert hatten, weil es ~~ihm~~ *ihm* eingefallen war, mit Ausnützung von Verlagsschulden ~~den~~ genialen Verlagsleiter Gustav Pezold fristlos zu entlassen, der seine ~~terlichen~~ *dümmen* Reformpläne ablehnte. Eine große Zahl sehr bekannter Dichter traf am nächsten Tag in Berlin ein, um bei Ministern für Pezold, *einzutreten* den zu seinem Schutz die Marine schnell zu einer Waffenübung einberief. Es lag ~~nämlich~~ auch gegen uns schon ein Haftbefehl der Gestapo vor, doch wurde er nicht durchgeführt; es hätte einen Skandal sondergleichen gegeben bei solchen Namen. Die "Revolte", obzwar von einigen Ministern für recht befunden, blieb erfolglos. Pezold klagte gegen seine Entlassung, gewann der Prozeß und eine sehr hohe Schadensersatzsumme. Und der Verlag blieb selbständig wie vorher. Im Jahre 1949 kehrte Pezold wieder an ~~die~~ *dessen* Spitze des Verlags zurück. Konkurrenten sorgten dafür, daß die Amerikaner ihn bald absetzten. Autorenrevolte? Nur ein Narr hätte ~~denn~~ *jetzt* an derlei denken können. Stattdessen kam jener Verfertiger des Philosophischen Wörterbuchs. Wir waren ~~völlig~~ machtlos wie nie zuvor. Unser Werk hatte keine Heimstatt mehr. Da und dort, in ~~jeden oder anderen~~ *verschiedenen* Verlag landete man. Ich habe nie wieder erlebt, daß ein Verlag sich um mich so vorbehaltlos kümmerte, ~~wie immer unter dem von Gustav Pezold geleiteten Verlag~~. *nach* Nach 1952 betreute ich meine ~~in~~ Westdeutschland geflohenen Landsleute ein Dutzend Jahre als ihr Vorsitzender und wurde daher zum "roten Tuch" im roten Rumänien gemacht. Das ging freilich von den wenigen aus, die meine Anstrengungen zur Zusammenführung zerrissener Familien ~~aus nationalistisch-deutschen Gründen ablehnten~~, weil sie meinten, die "Position" der Deutschen oder Evangelischen müsse, obwohl unhaltbar geworden, gehalten werden. Konnten Rumänen auf so etwas verfallen? Ich hatte wieder die Ehre, von Landsleuten den Mächtigen als Teufel serviert zu werden. ~~ein auf die Dauer dummes Beginnen, meine Sprache richteten sie~~ *indisches* *und verstanden* Verkannt (zu werden, ist nicht allein das Los der Politiker sondern ein Element unserer Gegenwart. Man muß dabei nicht so dumm sein wie ~~jene~~ jene Dame, die mich im Zug fragte: sind Sie es? - Ich ~~bin~~ *bin* 's! - Ach, schnatterte sie, wie Sie es nur zustandebrachten? Erst waren Sie Österreicher; na, die reden deutsch, dann Rumäne. Plötzlich rumänisch sprechen zu müssen in der Familie, das muß schwer sein! - Ich unterbrach: Haben Sie meine Bücher gelesen? - Alle! - Lesen Sie sie nochmals! *Gas* *wäre auch* *zu haben* *jedem, der mich verlästet.*

An diese ^{Geme} ~~Geme~~ dachte ich, ~~oft~~, als ich 1953 den "Südostdeutschen Literaturpreis" bekam und der Protest eines Münchner Boulevardblattes, das von mir nichts wußte und mich dennoch ^{anschwärzte} ~~denunzierte~~, ein Durcheinander ^{Lumpenart} ~~schlichtete~~. Dieses Stück Schilda will ich einmal genau schildern.

Aber wie unwichtig ist das alles gemessen an der schicksalhaften Wirkung von Büchern! Am 9. Juli 1947 besuchte mich ein junger rheinischer Fabrikant. Als Oberleutnant im Herbst 1944 verwundet und in Kronstadt geheilt, wo ihm Schwestern aus der Stadt trotz der russischen Lazarettleitung meinen Roman "Zwischen Grenzen und Zeiten" zu lesen gaben, schöpfte ^{er} daraus einen so genauen Einblick in die Landschaft der Umgebung daß er - nach eine Kur in Marienburg - beim Abtransport nach Rußland mit Kameraden die Wachen bei Brennendorf überwältigte, vom Zug sprang und sich sofort im Gelände heimisch fühlte. Er kam zu einem von mir geschilderten Gehöft, blieb dort versteckt im Futterkeller, und da er holländisch sprach, schrieb er sich selbst einen Passierschein für einen verschleppten niederländischen Zwangsarbeiter; ein Dorfamtsstempel verlieh dem Wisch die Russen beeindruckende behördliche Sanktion.

Der heute in Salzburg lebende Apotheker Anton Galister schrieb mir am 2. März 1963:

"Sehr geehrter Herr Doktor Zillich! Durch dieses Schreiben an Sie wird ein Vorsatz erfüllt, den ich vor 20 Jahren unter außergewöhnlichen Umständen gefaßt habe.

Im Winter 1942/43 habe ich als Inhaftierter in dem ^(römischen) Militärgefängnis der Festung Kronstadt (Cetățuia) auf meine Verurteilung gewartet. Der Militärstaatsanwalt, Major Josif, hatte für mich die Todesstrafe wegen "Fahnenflucht" verlangt. Die Fahnenflucht bestand darin, daß ich als aktiver Offizier nach dem Wiener Schiedsspruch in Nordsiebenbürgen verblieben und anschließend mit der Waffen-SS in Fronteinsatz gegangen bin. Meine telegraphische Demission hat man angeblich in Bukarest nicht erhalten. Bei dem ersten Heimaturlaub wurde ich in Kronstadt erkannt, angezeigt, von dem damaligen Stadtkommandanten General Deu in seinem Arbeitszimmer, wohin er mich mit dem Vorwand, es handele sich um eine Botschaft an General Phleps, gelockt hatte, verhaftet und während der Nacht mit einem PKW in das Festungsgefängnis gebracht. Ich war damals schon monatelang in einer Einzelzelle in Haft. "Auf Fahnenflucht in ein fremdes Land während der Mobilisierung steht die Todesstrafe, oder man muß Sie freisprechen, was ich nicht glaube", tröstete mich Hauptmann Senchea, der Gefängnischef (er hat sich Festungskommandant betitelt).

Die Lage schien hoffnungslos, und es wäre langwierig, die ver-

schlungenen Pfade zu schildern, auf welchen sich mein rettender Engel mir näherte. Aber unerwartet war er auf einmal da. Er sah nicht aus, wie man sich einen Engel vorstellt: war ewig lang, trug die Uniform der "Vânatori de munte", hieß Karpmann, aus welchem Dorf er war, habe ich leider vergessen, und war für die Reinigung meiner Zelle bestimmt. Er grüßte mich, als wir unter vier Augen waren, auf deutsch, redete mich mit meinem Dienstgrad an: "Sagen Sie mir bitte, Hauptsturmführer, was Sie wünschen, ich tue alles für Sie: Feile, Seil, sogar einen Revolver kann ich Ihnen verschaffen!" "Geh zu dem deutschen Fürsorgeoffizier gleich neben dem Hotel "Krone", ich habe Geld bei ihm, hier hast Du eine Quittung. Er soll Dir einige gute Bücher für mich geben. Geh dann zu der Volksgruppenführung, sage dort, was Du hier gesehen hast, und daß ich einen guten deutschen Rechtsanwalt brauche. Vielleicht kann er mir noch helfen, und bring mir etwas zu essen."

Er kam spät nachmittags zurück, brachte mir das erste menschenwürdige Essen aus dem "Silbernen Messer". Am nächsten Morgen erschien bei mir der alte Herr Dr. Fabritius, er hatte seine Kanzlei in Kronstadt und sein Sohn, ebenfalls Rechtsanwalt, in Bukarest. Buch hatte mir Karpmann nur eines mitgebracht: Den "Weizenstrauß" von Ihnen, Herr Dr. Zillich!

Nun, ich habe angefangen, den Roman zu lesen, vergaß die Kälte, den Schmutz der Zelle, die Entbehrungen, die ich hinter mir hatte, die fürchterliche Drohung des Kommenden (ich war schon abgeurteilt, man hatte mich nicht freigesprochen!) las und las. Ich dachte nach, ^{und es} ~~dünkte mich~~ ich hätte es erfaßt: Es hat alles einen Sinn, es muß alles einen Sinn haben, das Leben.... und der Tod.

Ja, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, wenn ich wüßte, daß ich mit allen Bemühungen meines Lebens nur einem Menschen in einer schweren Stunde einen derartigen Trost, eine derartige Kraft zum Ertragen des Lebens, zum Erleiden des Todes gespendet habe, als Sie mir damals mit Ihrem Buch, würde ich sagen: Ich habe nicht umsonst gelebt." Das ist das, was ich Ihnen einmal zu sagen damals mir vorgenommen hatte und ich bin glücklich, daß sich jetzt dazu eine Gelegenheit bietet. Erlauben Sie mir bitte, sehr geehrter Herr Doktor Zillich, daß ich zum Zeichen meiner Dankbarkeit mein kleines Novellenbändchen übersende. Es ist bescheiden, aber ich habe es mit Liebe geschrieben, und Sie wissen wohl: Das Maß der Gnade, das wir einst bekommen haben, ist verschieden groß und ein jeder kann nur mit dem Eigenen schöpfen."

Ich antwortete ihm am 5. März 1963:

Folgen
x Gebirgsjäger

„Sehr geehrter Herr Galister! Ihr Brief gehört zu denen, die dem Empfänger nicht nur von Herzen willkommen sind, sondern die er auch nie vergessen wird. Daß Ihnen mein Roman in einer so schweren Stunde helfen konnte, Ihr bedrohliches Schicksal für eine Weile zu vergessen, höre ich von Ihnen mit Freude und Dankbarkeit, aber auch mit einer gewissen fast religiösen Erschütterung. Sie werden das sofort verstehen, wenn ich zur Erklärung berichte, daß bei den in Bromberg im Sommer 1939 in Haft befindlichen Führern der deutschen Jugend in Polen vereinbart worden war, mit einem Buch von mir und zwar mit dem Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ die bevorstehende Befreiung durch die deutschen Truppen von Zelle zu Zelle anzukündigen. Einer der Wächter - vielleicht war es auch ein Deutscher - trug das Buch von Häftling zu Häftling und zeigte es wortlos vor, und die unglücklichen, durch arge Mißhandlungen mitgenommenen jungen Männer und Mädchen wußten nun, daß in kurzem die deutschen Panzer im Ort sein würden, was dann auch geschah, ohne daß den Eingekerkerten in den letzten Stunden noch Böses angetan wurde.

Ist es nicht seltsam und in einem schönen Sinne unheimlich, daß zweimal Bücher von mir in Haft sitzenden Unschuldigen ein Gutes bringen konnten, Ihnen Trost und Vergessen, den jungen Leuten die Aussicht auf Erlösung?

Im übrigen habe ich mit dem „Weizenstrauß“ noch etwas Eigentümliches erlebt. Das in dem Buch geschilderte Schicksal der Kriegswitwe und ihrer beiden Töchter hatte ich mir selbst ausgedacht; es war ein Produkt meiner Phantasie. Als das Buch aber erschienen war, empfing ich den Brief einer Frau, die mich auf freundliche Weise fragte, woher ich ihr und ihrer Töchter Schicksal so gut kenne, daß ich es richtig erzählen konnte. Sie hatte tatsächlich, zwar nicht in Kronstadt, fast dasselbe erlebt wie die Kriegswitwe des Buches, bloß, daß der Tod des Geliebten der Tochter erspart blieb. Das Leben hatte also die Handlung meines Romans bestätigt.

Ich bin Ihnen sehr verbunden, daß Sie mir Ihre Begegnung mit dem „Weizenstrauß“ nicht vorenthalten haben. Ich danke Ihnen auch herzlich für Ihr Buch, das ich in den nächsten Tagen lesen werde...

Aber Bücher haben nicht nur ein Schicksal, sondern sie greifen in Schicksale hinein, und daß dies in Ihrem Fall in einer so tröstlichen Weise sein durfte, beglückt mich, obwohl ich es nicht bewirkt habe; es war eine Fügung.“

Am 18. August 1965 klingelte es ~~spät~~ ³⁸Abend bei mir. Ein Fünfzigjähriger stand am Tor. Er entschuldigte sich, ^{so}spät ^{zu}anzuklopfen. Er habe als Urlaubsgast in Starnberg eben von den Wirtsleuten gehört, im Mühlbergsschlößl wohne ich. Da sei er hergeeilt, um mir Wichtiges zu berichten. Leider weigerte er sich hartnäckig ins Haus einzutreten. So erfuhr ich seine Geschichte, indem wir in der schönen Nacht im Garten hin- und herwanderten.

Nach Kriegsende saß er, ein Generalstabsmajor, im Gefangenenlager Moosburg, wo die ~~Amerikaner~~ ^{man} die deutschen Offiziere gemein behandelten. Mein Roman "Der Weizenstrauß", den einer mithatte, wurde immer aufs neue gelesen. Die erbitterten Männer fanden trotzig Trost an einer Stelle des Buches, die er mir im Wortlaut wiedergab: "Zeiten gab es einst, da senkte der Sieger den Degen vor dem Unterlegenen, nun sie sind vorbei!" und diese auch: "1919 saßen nicht große Metternichs, nicht süßduftende Kaunitze, kein maßloser Napoleon, sondern Spießbürger, rachsüchtige Greise, beisammen aus London, Washington und Paris, ohne eine Kugel ~~pfeifen~~ gehört zu haben. Die Schlosser Frieden und spuckten den Besiegten ins Gesicht". Die drei Sätze hielt der Major dem amerikanischen Lagerkommandanten einmal vor die Nase. Dafür mußten er und ein Oberstleutnant eine Nachtlang in einem Keller stehen, in ^{welchem} ~~dem~~ man langsam Wasser hochsteigen lassen konnte bis zum Bauch der Gefolterten, manchmal höher. Den Major konnte diese ~~Martur~~ nicht erschüttern. Für ihn war das Wort, daß es einst Sieger gab, die vor dem Unterlegenen den Degen senkten, eine Stärkung, weil er erkannte, was seinen ^{Qualern} ~~Folterknechten~~ zur Ehre des Siegers fehlte. Dafür dankte er mir. Er verabschiedete sich. Ich stand allein in der sternvollen Nacht mit einem Gefühl, wie es aus Chorälen quillt.

Ich kannte sehr viele der bedeutendsten deutschen Dichter unserer Zeit und einige anderer Völker; mit manchen war oder bin ich befreundet. Die Hälfte von ihnen, die Erlösten, liegt freilich im Grab. Ich gehörte dem Lippoldsberger Kreis an, dessen Zusammenkünfte Goebbels schließlich unmöglich machte. Nach 1945 verschrie man uns als Gruppe von Nationalsozialisten, zu denen, das sei unvergessen, auch der dichterische Hausgott der Bundesrepublik dank ^{Theodor}Heuß, Rudolf Alexander Schröder, gehörte, der mich im Juni 1945 aufsuchte und verzweifelt stöhnte: "Zillich, das Reich, das Reich!"

Nach verlorenen Kriegen soll man Lustspiele schreiben, sagte ^{Novalis} ~~Brecht~~. Ich verfaßte den humoristischen Roman "Grünk", ich schrieb nachher den Roman "Der Sprung im Ring" - eine Liebesballade. Beiden ver-

sagte sich ein größerer Absatzserfolg. Es fehlte mir eben das Echo der führenden Presse und des Rundfunks. Beide Bücher spiegeln auch einen Teil des deutschen Schicksals ohne Verzerrung; das liebt man heute nicht.

Ehrungen empfing ich vor 1933 und nachher, auch nach 1945. Fast eineinhalb Millionen meiner Bücher liefen in die Welt. Gern lese ich vor; ich tat es in vielen Städten, Ländern, selbst in Amerika. Dabei vermißte ich nie einen guten Wiederhall. So Gott hilft, finde ich die Kraft, noch einiges zu schaffen. Nun bin ich bald 70 Jahre alt. Der Zustand des Abendlandes und die ~~Auspaltung~~ ^{Wie} des deutschen Volkes geht mir ~~täglich nicht~~ aus dem Sinn. Blicke ich aber zurück, so erfüllt mich Dankbarkeit für die Gnade, die mich - auch in Notzeiten - leitete und die ich wie den leichten führenden Druck einer Hand auf der Schulter immer ~~nach~~ ^{noch} verspüre.